

II 54
91834

KOSTBARE STEINCHEN Märchen



Es gibt kein Kind, das nicht Märchen liebt.

Es gibt kein Kind, das nicht stundenlang Märchen gelauscht oder in einem Märchenbuch gelesen hat.

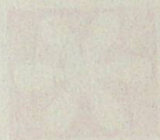
Es gibt kein Kind, in dem die wunderbare Welt der Märchen keine Spuren hinterlassen hat.

Das Märchen ist die erste geistige Nahrung des Kindes, es ist wie Muttermilch, wie frische Gebirgsluft. . . Das Märchen ist mit seiner Wahrheit und Einfachheit, seinen fesselnden Bildern und Gestalten, seiner anschaulichen Sprache dem Denken des Kindes sehr nah. Es ist gleichzeitig Unterhaltung, Lehre, Wissen und Genuß. Ein treuer Freund, weiser Ratgeber, beliebter Gesprächspartner und Freund. Es ist ein untrennbarer Teil der Welt des Kindes, eines der Wunder des Lebens.

„Ohne Märchen und Spiel“, sagt der bulgarische Schriftsteller Ran Bossilek, „scheint keine Sonne im Leben des Kindes, trocknet der Lebensquell aus, der Kraft, Freude und Gesundheit spendet. . .“

Bücherreihe • Goldene Seiten • **Kostbare Steinchen**

GOLDENE SEITEN



Bücherreihe

GOLDENE SEITEN



KOSTBARE STEINCHEN

Märchen

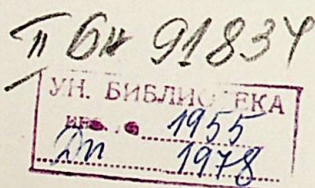
Gesammelt und herausgegeben von Nikolai Jankov

VERLAG BULGARSKI HUDOSHNIK

SOFIA 1978

LDZ(1) - 332

| Illustrationen und graphische Gestaltung von Ivan Kjossev



- © Nikolai Jankov, Elin Pelin, Angel Karalijtshev, Assen Raszvetnikov,
Ran Bossilek, Stojan Drinov, Svetoslav Minkov, Konstantin Konstantinov,
Georgi Raitshev, Nikolai Rainov, Orlin Vassilev, Kalina Malina,
Georgi Karaslavov, Vessa Paspaleeva, Zanko Zerkovski
- © Illustrationen Ivan Kjossev
- © Deutsche Übersetzung Lotte Markova
c/o Jusautor, Sofia, 1978

Vorwort

Märchen sind die erste Begegnung des Kindes mit Weisheit und Dichtung, mit Kenntnissen und Träumen. Märchen regen zum Nachdenken an, beflügeln die Phantasie, erwecken edle Gefühle, spornen zu großen Taten an. Schönen Märchen liegt eine bedeutende Idee zugrunde, eine weise Lehre und eine gesunde Moral. Das Gute besiegt stets das Böse. Tapfere Helden besiegen mit Fleiß, List und Beharrlichkeit vielköpfige und feurige Drachen, habgierige Reiche und grausame Herren. Wenn ein Kind diesen Märchen lauscht oder sie liest, nimmt es immer Partei für die Klugen und Gerechten, die Mutigen und Guten. Märchen pflanzen ewige Wahrheiten in die Seele des Kindes, es nimmt sich ein Beispiel an großen Vorbildern, denen es nachstreben will. So daß es häufig sagt: „Ich will auch so werden!“

In schönen Märchen gibt es immer fesselnde Gestalten, die poetisch und lebendig beschrieben sind. Die Handlung verläuft dynamisch, die Bilder und Situationen wechseln häufig. Die meisten sind lustig, witzig und unterhaltsam. Ihr Humor ist bald gutmütig spöttisch, bald beißend, aber immer frisch und ansteckend. Und immer läuternd.

Außer den Volksmärchen gibt es auch Kunstmärchen. Sie sind auf der Grundlage des Volksgutes entstanden und entwickeln seine besten Traditionen weiter. Ihre Schöpfer sind Schriftsteller. Bekannte bulgarische Erzähler haben sich dieser schweren, doch durch nichts zu ersetzenden Gattung gewidmet. Ihre Märchen gehören heute zur Schatzkammer der bulgarischen Literatur.

Die bulgarischen Märchen sind frisch und lebendig, voller Liebe für schlichte Menschen. Sie drücken das Streben des Volkes nach einem besseren Leben aus und zeigen seine Tugenden. Sie sind wie kostbare Steine, deren Leuchtkraft den Weg der Kinder zur Wahrheit und Schönheit erhellt, ihren Glauben an die Menschen und den Sieg des Fortschritts stärkt.

Dieser Band enthält Märchen bekannter bulgarischer Schriftsteller. Die meisten sind vor dem Sieg des Sozialismus in Bulgarien entstanden. Sie haben alle etwas Gemeinsames: die bulgarische Atmosphäre und bulgarische Traditionen. Jeder Schriftsteller hat auf seine Art versucht, den Charakter des Bulgaren, seine Lebensweise, die Natur – die Erde und den Himmel Bulgariens, zu schildern.

Nikolai Jankov

KOSTBARE STEINCHEN

Märchen

Wissen und Können

In einer düsteren unwegsamen Bergschlucht ragte seit Menschengedenken ein großer Felsen auf. Nichts störte seine steinerne Ruhe. In sein entlegenes Reich kam selten ein Mensch. Vögel ließen sich auf seinen spitzen Zacken nieder. In den Höhlen fanden wilde Tiere Zuflucht. Er war stolz, der Hüter und Beschützer der Schlucht zu sein. Nur einem tiefen Fluß hatte er erlaubt, weit unter ihm seinen Lauf zu nehmen und zu brausen und toben, soviel er wollte.

Aber eines Tages geschah etwas Seltsames. Man hörte fernen Donner. Das Echo hallte von den Anhöhen wider und es war, als erstickte ein schwerer Husten die Schlucht. Der Fluß hörte auf zu brausen und lauschte. Die erschreckten Vögel ergriffen die Flucht und schwangen sich hoch in die Lüfte. Die wilden Tiere krochen aus den Höhlen und flohen auf die Gipfel.

„Was geht vor?“ fragte sich mit großer Ruhe der Felsen und horchte auf.

Tief unten an seinem Fuße hauste eine alte Eidechse. Sie kam aus ihrem Loch und sprach:

„Etwas Furchtbares geschieht. Wahrscheinlich kommen die Riesen...“

„Welche Riesen?“ fragte der Felsen gelassen.

„Ich habe von meinen Großvätern und Urgroßvätern gehört“, sagte die alte Eidechse, „daß irgendwo auf der Erde zwei Riesen leben. Der eine heißt Wissen, der andere Können. Sie sind die Führer der Menschen, stark und unbezwingbar, und alle sind ihnen untertan. Sie bohren Löcher in die Erde und holen aus ihrem Herzen Kraft und Feuer. Sie überqueren Ozeane. Sie haben eiserne Ungeheuer geschaffen und verleihen ihnen Stärke, die sie der Seele des Wassers entnehmen. Für das Wohl ihrer Brüder, der Menschen, tun sie alles. Wenn sich Wissen etwas ausdenkt, sagt er nur ein Wort: „Es muß sein.“ Können sagt: „Es wird sein.“ Und alle Menschen beeilen sich, ihre Wünsche zu erfüllen. Meine Großväter haben mir gesagt, daß Wissen und Können eines Tages auch hierher kommen werden. Und alles wird anders werden. Und von diesem Felsen, unter dem wir leben, wird vielleicht nichts übrigbleiben.“

Die Eidechse verstummte.

Der Felsen lachte dumpf.

„Ich bin unbesiegbar“, sprach er, „ich, der den Berg mit meinem steinernen Rücken stützt, bin unbezwingbar! Ich fuße tief im Herzen der Erde, und das ist meine gewaltige Stütze. Meine steinerne Kraft ist unbrechbar!“

Während sich die Eidechse und der Felsen



unterhielten, hörte man wieder furchtbares Donnern. Die Anhöhen erzitterten von dem schrecklichen Echo. Durch Sträucher und Geröll schossen in panischer Flucht Hasen, Füchse, Schlangen und Eidechsen. Sie liefen und schrien:

„Flieht, sie kommen!“

„Wer kommt?“ fragte eine andere alte Eidechse, die kaum kriechen konnte, die alte Eidechse.

„Wissen und Können.“

„Es ist aus!“ sagte die alte Eidechse zum Felsen. „Ich danke dir, daß du mir, meinen Kindern und Kindeskindern so lange Obdach gegeben hast. Jetzt gehe ich auch.“

Der Felsen lachte still.

Plötzlich wimmelte es zwischen den Büschen und dem Geröll von Menschen. Sie kamen rasch und fielen mit Geschrei den stolzen Felsen an.

Doch er blieb ungerührt. Zwei, die vorangingen, stellten sich auf seine Spitze. Das waren Wissen und Können.

Wissen sagte: „Es muß sein!“

Können sagte: „Es wird sein!“

Schreckliche Schläge erschütterten den Leib des mächtigen Felsen. Scharfe eiserne Schnäbel hackten schnell und gleichmäßig. Aber sein Leib war hart und widerstandsfähig. Die Schläge schienen ihm nur wie ein sanftes Kitzeln, das sogar angenehm war.

Aber bald spürte er, wie spitze Eisen sich in sein Herz bohrten. Da erschrak er und fragte:

„Wissen und Können, was wollt ihr von mir?“

„Du störst uns“, sagte Wissen.

„Deshalb wollen wir dich beseitigen“, sagte Können.

„Hier wird ein Weg für die Menschen entstehen.“

„Und was wird aus mir?“ fragte ängstlich der Felsen.

„Aus deinen Brocken werden wir eine Mauer bauen, die den Weg stützen und den Fluß schützen soll.“

„Ich werde also wieder meine alte Aufgabe haben, zu stützen?“

„Ja!“ sagte Wissen.

„Ja!“ bestätigte Können.

Das Weizenbrötchen

Heimlich stocherte die Großmutter in der Asche, nahm das Weizenbrötchen heraus und versteckte es. Vanjo und Kuna stöberten in allen Winkeln, steckten die Köpfe unters Bett, suchten im Schrank, guckten nochmals in den Ofen – es war nicht da.

„Großmutter, gib uns das Brötchen!“ bettelte Vanjo.

„Großmütterchen, bitte gib es uns!“ bat auch das Schwesterchen.

„Wollt ihr wohl brav sein, sonst kriegt ihr den Spinnrocken zu spüren!“ schalt die Großmutter. „Wartet noch ein Weilchen, bis euer Vater mit dem Schlitten aus dem Wald heimkommt.“

„Wo ist das Weizenbrötchen, Großmutter?“

„Wo? Es ist hinausgelaufen, zum Acker. Habt ihr es nicht gesehen? Dort drüben läuft es über den Weg, und Karo hinkt bellend hinterdrein.“

Vanjo und Kuna starrten aus dem beschlagenen Fenster. Sie sahen den breiten weißen Weg. Vom Himmel war Schnee gefallen – mannshoch. Er hatte alles zugedeckt – die Bäume, die kleinen Häuschen, den Wald. Kalt und schrecklich ist die Ebene. Große, dürre Wölfe streichen über den

ausgetretenen Pfad, schauen zum Dorf, wo die Schornsteine rauchen, machen lange Zähne und knurren. Niemand wagt sich in ihre Nähe. Doch dieses kleine, unbedeutende Weizenbrötchen war aus dem Feuer gesprungen, mit heißem Kopf, hatte die Glut von seinem Rücken abgeschüttelt und war fortgerollt. Hoppla! Einmal um den Acker herum.

„Großmutter...“ fragte Vanjo sinnend.

„Ja?“

„Ist er weit, der Acker?“

„Sehr weit.“

„Ganz weit, dort beim Wald, hinterm Wald sogar“, zeigte Kuna mit dem Finger.

Die Kinder starren aus dem Fenster. Dicht senkt sich der Schnee herab. Die Flocken fallen, unaufhörlich. Schütten die Häuser zu. Die ächzen unter der dicken Decke, und ihr Atem kommt kaum wahrnehmbar aus den Schornsteinen. Langsam schwankt ein von Büffeln gezogener Schlitten, hochbeladen mit Holz, über den Weg, und verschwindet jenseits der Brücke im Schnee.

„Großmutter, erzähl uns noch einmal die Geschichte vom Weizenbrötchen“, bitten die beiden Blondschöpfe die Großmutter.

„Ich hab sie euch schon gestern erzählt.“

„Erzähl sie uns noch einmal!“

„Schön, also hört zu: Das Brötchen“, hub die Großmutter zu erzählen an, „sah um sich, als

es aus dem Fenster gerollt war, schüttelte die Glut von seinem Rücken und schlich sich langsam durch die halboffene Tür. Und dann, hast du es nicht gesehen, rannte es los. Karo stürzte hinterdrein. Er verfolgte das Brötchen bis zur Brücke, konnte es aber nicht erreichen, denn es lief schnell wie ein Hase. Als Karo sah, daß er es nicht einholen konnte, blaffte er einige Male hinter dem Ausreißer her und trottete zurück.

Das Brötchen rannte über die flache Ebene und gelangte in den Wald. Da stand plötzlich ein ausgehungertes Wolf vor ihm. Drei Tage hatte er nichts gefressen.

Er stampfte mit dem Fuß auf und knurrte grimmig:

‘Bleib stehen, Brötchen! Ich bin so hungrig, daß ich dich auf einmal verschlingen möchte, aber ich fürchte, du wirst mir im Hals stecken bleiben.’

‘Tu’s nicht, Bruder Wolf! Du wirst dich verschlucken, ich bin zu hart. Wart hier auf mich, bis ich zurückkomme! Großmutter hat mich geheißt, um den Acker, auf dem ich zur Welt gekommen bin, zu laufen, damit ich weich und süß werde. Jetzt bin ich noch zu heiß zum Essen.’

Der dumme Wolf ließ sich beschwatzen und glaubte dem Brötchen. Er hockte sich an den Weg und wartete. Er wartete, und der kalte Wind biß ihn in die Ohren.



Und das Weizenbrötchen lief hurtig weiter, hinauf, hinunter zwischen den alten Bäumen – schnurstracks bis zum Acker. Da war er endlich, ein großer, breiter Acker, und mitten drauf ein wildes Birnbäumchen in glitzerndem Gewand.

Und am Feldrain ein gefrorenes Brännlein.

Das Weizenbrötchen fragte:

‘Ist das Weizenkörnchen dort?’

‘Hier bin ich’, antwortete ein Stimmchen, fein wie das eines Bienchens.

‘Ist es wach oder schläft es?’

‘Es ist wach. Es hockt warm unterm Schnee. Es hat sich fest unter der weißen Decke eingekuschelt und atmet kaum.’

Im Wald ist es ganz unheimlich. Der Acker liegt mitten im Wald. Toll heult der Wind, und die Bäume klagen. Aber das Weizenkorn macht sich nichts draus.

‘Hat es Hunger?’ fragte das Weizenbrötchen.

‘Nein.’

‘Dann soll es dort ruhig bleiben, bis der Frühling kommt und die weiße Schneedecke schmilzt, und wenn die Nachtigallen ihr Lied anstimmen werden, werden Hälmchen sprießen und zu vollen Ähren heranwachsen. Sie werden die Scheunen bis oben füllen. Die kleinen Hälmchen sollen es wissen, sie werden alle Weizenbrötchen werden.’

Da lachte das Weizenkorn leise. Sicher beschwin-

delte das Brötchen es. Wie sollte das Korn auch ein Weizenbrötchen werden?

Es war noch dumm, weil es klein war – erst zwei Monate alt.

Das Weizenbrötchen machte sich wieder auf den Heimweg. Es hatte seine Arbeit getan und konnte nach Hause gehen. Es nahm nicht den Weg durch den Wald, sondern durchs Tal über die Felder und den breiten Weg.“

„Und der Wolf, Großmutter?“

„Der Wolf hockt im Wald, wartet und klappert mit den Zähnen, und der kalte Wind zwickt ihn in die Ohren.“

„Wie schlau es ist, das Brötchen!“

Das Tor knarrt. In den Hof fahren die Schlitten ein.

„Vanjo, lauf, der Schlitten!“

„Kuna, gieße warmes Wasser in die Schüssel, damit der Vater sich die Hände waschen kann, er ist sicher ganz durchgefroren. Ich aber werde nachsehen, ob das Weizenbrötchen zurückgekommen ist.“

Eintracht

Eines Tages begannen die Teile des menschlichen Körpers, die es zu schwer fanden, daß jeder für den anderen arbeitete, ihre Verdienste zu rühmen, und darauf gerieten sie in Streit, der schließlich ganz erbittert wurde.

„Wir wollen nicht mehr immer alles allein tun!“ begannen die Hände.

„Auch wir wollen nicht alle tragen!“ sagten die Beine.

„Große Sache! Wir wollen auch nur mehr für uns selber schauen“, erwiderten die Augen, „denn wir haben von allen die schwerste Arbeit: wir müssen stets wachen, drehen uns den ganzen Tag wie ein Kreisel.“

„Wir haben es auch über, zu lauschen, sowieso haben wir es längst satt!“ sprachen die Ohren.

„Werktags und nachts immer auf den Posten sein und horchen, und wenn der Sonntag kommt und man ausruhen will: geh’ und höre Trommeln und Dudelsäcken zu!“

„Ich bin doch nicht verrückt nur um Gotteslohn zu kauen“, meldete sich der Mund.

„Wenn dem so ist, will ich euch sagen, daß ich ab heute keinen einzigen Brosamen mehr

verdauen werde! Ich fühle mich sowieso schon wie eine Dorfmühle!“ erklärte erfreut der Magen.

„Diese Sache scheint mir nicht ganz richtig und gehört sich irgendwie nicht“, seufzte der Kopf, „aber es wird meinem Hirn gut tun, ein bißchen auszuruhen.“

Und von Unvernunft erfaßt, hörten die Hände auf zu arbeiten, die Beine gingen nicht mehr, die Augen schauten und die Ohren lauschten nicht mehr, der Mund schwieg und kaute nicht, der Magen nahm keine Nahrung mehr auf und der Kopf dachte an nichts.

Und der verwahrloste Körper lag ohnmächtig unterm Nußbaum, lag auf dem Rücken und weinte still vor Hunger und Kummer.

Er darbt, litt, wurde krank und magerte ab und mit ihm auch die Hände, die Beine, die Augen, die Ohren, der Magen, der Mund und der Kopf.

So verging ein Tag, sogar zwei Tage vergingen. Am frühen Morgen des dritten Tages begannen sich die Hände von selbst zu bewegen:

„Wir haben hier für alle gesammelt, zwei Handvoll Brosamen haben wir gesammelt, welche die Kinder verstreut haben. . . Kau sie, o goldener Mund!“

Obwohl er hungrig war, blieb der Mund noch immer halsstarrig.

„Ich will nicht!“

„Kau doch zum Kuckuck!“ meldete sich erbost der Kopf. „Seht ihr denn nicht, daß wir sterben werden, daß wir alle, weil wir uneinig und eigensinnig sind, verhungern werden!“

„So ist es!“ sagten die Augen.

„Die reine Wahrheit!“ fügten die Ohren hinzu.

„Hab Erbarmen und kaue wieder“, baten die Beine leise.

„Ich bin bereit, los, fang an!“ sprach der Magen.

Da lächelte der Mund schüchtern und begann die trockenen Brosamen zu kauen.

Seit dem Tag arbeiteten die Hände von neuem, die Beine liefen, die Augen schauten, die Ohren lauschten, der Mund kaute eifrig, der Magen mahlte Tag und Nacht und der Kopf dachte wieder für alle.

Großvater und der Rettich

Großvater hat große Mühe, einen Rettich aus dem Boden zu ziehen. Er zerrt und zieht, ganz rot im Gesicht, rüttelt und schüttelt, der Rettich aber rührt sich nicht.

Schließlich ruft er die Großmutter.

Großmutter Mika kommt angerannt. Beide zerren und ziehen, ganz rot im Gesicht, rütteln und schütteln, der Rettich aber rührt sich nicht.

Großmutter Mika ruft die kleine Igluka. Die drei zerren und ziehen, ganz rot im Gesicht, rütteln und schütteln, der Rettich aber rührt sich nicht.

Igluka ruft nun mit Geschrei Karo, den Hund, herbei. Die vier zerren und ziehen, ganz rot im Gesicht, rütteln und schütteln, der Rettich aber rührt sich nicht.

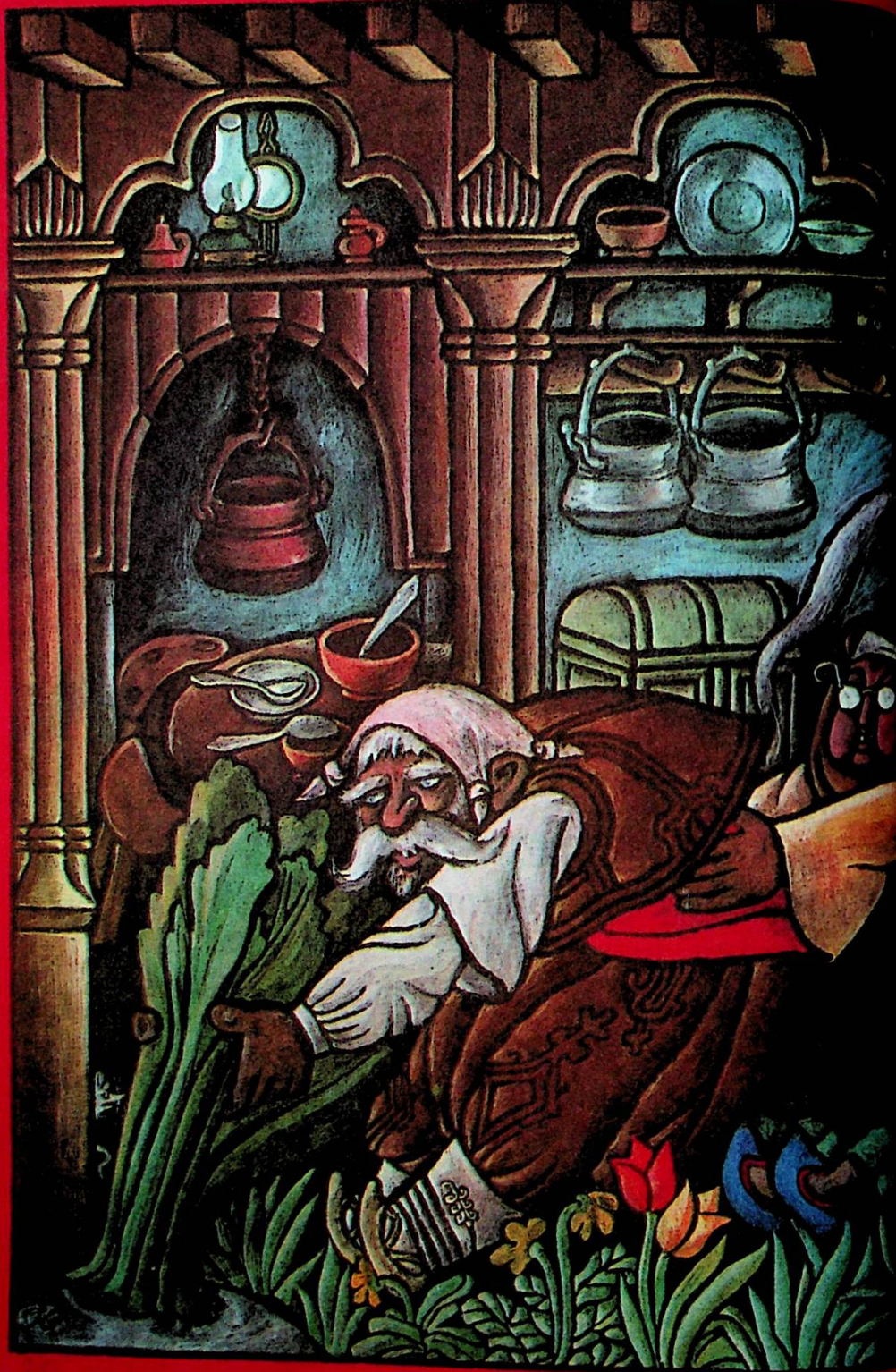
Karo ruft die Mieke her.

Mieke kommt aus dem Keller. Die fünf zerren und ziehen, ganz rot im Gesicht, rütteln und schütteln, der Rettich aber rührt sich nicht.

Nun ruft Mieke die Maus.

Piepmus kommt heraus. Alle zerren und ziehen, rütteln und schütteln, ziehen den Rettich heraus, tragen ihn gemeinsam ins Haus.

Drei Tage lebten sie in Saus und Braus, veranstalteten einen großen Schmaus.



Mutter

Die alte Frau nahm den Spinnrocken, setzte sich vor die Haustür und ließ die Spindel surren. Die Alte spann Faden auf Faden und schaute, ob nicht ein Wanderer des Wegs kam. Sie schaute und spann, spann und schaute, und schließlich kam eine Weinhändlerkarawane vorbei.

„He, he, Wandersleute!“ rief die Alte. „Haltet ein wenig, Großmutter will euch etwas fragen.“

Die Weinhändler blieben stehen und die Alte sagte:

„Ihr kommt weit herum, zieht landaus landein mit euren Waren, habt ihr nicht meine vier Söhne gesehen, meine vier Engel? Schon lange habe ich sie in die Welt hinausgeschickt, um etwas zu verdienen, viel Zeit ist vergangen, aber ich habe sie seitdem nicht gesehen, noch von ihnen gehört.“

Die Weinhändler überlegten, einer fragte den anderen und antworteten schließlich:

„Wir haben sie nicht gesehen, Großmutter!“ und zogen weiter über die staubige Landstraße.

Auch andere Reisende kamen vorbei, die Alte befragte jeden, aber niemand wußte etwas von ihren Söhnen.

Eines Tages kam ein Storch gewandert, verstaubt,

verschwitz, mit einem schweren Rucksack und einem noch schwereren Beutel über die Schulter gehängt.

„He, he, Wandersmann, bleib stehen, verweile ein wenig, Großmutter will dich etwas fragen.“

Der Storch blieb stehen und die Alte fragte:

„Woher, wohin, Wanderer?“

„Ich komme von oben und gehe nach unten, weithin, in den anderen Erdteil, jenseits des Meeres.“

„Wandersmann, ich bitte dich, sag die Wahrheit, warst du schon früher einmal jenseits des Meeres?“

„Im Frühjahr war ich dort. Ich reise viel, Großmutter, ziehe durch die ganze Welt – dort, wo ich den Sommer verbringe, überwintere ich nicht, und dort, wo ich im Winter bin, über-sommere ich nicht.“

„Wenn du soviel herumkommst, hast du sicher irgendwo meine vier Söhne, meine vier Engel gesehen? Es ist lange her, daß ich sie in die Welt hinausgeschickt habe, um Geld zu verdienen, viel Zeit ist vergangen, aber ich habe sie seitdem nicht gesehen, noch von ihnen gehört.“

Der Storch dachte lange nach, überlegte und überlegte und sagte schließlich:

„Ja, ja... ich kenne sie, ich habe sie gesehen... Sie sind in dem anderen Erdteil, jenseits des Meeres. Sie leben und sind gesund!... Der große

ist Schäfer, seine Herde ist zahllos, sein Reichtum unermesslich. Er denkt immer an dich, denkt an dich und seufzt. Der zweite ist Fischer, er fängt den ganzen Tag Fische, abends rastet er am Meeresstrand. Die Wellen singen ihm ein Schlummerlied und wenn er schläft, träumt er immer von dir. Der dritte ist ein Sterngucker, allnächtlich blickt er auf die Sterne und unterhält sich mit ihnen über dich. Ja, ja, alle drei denken stets an dich.“

„Und Boiko, Boiko?“

„Boiko ist ein schlechter Sohn, Alte! Er denkt weder an dich, noch spricht er deinen Namen aus. Sommers und winters streicht er mit seiner Fiedel durch Stadt und Land. Spielt und singt wundersame Lieder. Die Alten macht er jung und die Jungen verrückt, und doch legt er sich hungrig schlafen und steht hungrig wieder auf! Ja, ein schlechter Sohn ist Boiko, an die anderen denkt er, doch dir schenkt er keine Gedanken.“

„Geht hungrig schlafen und steht hungrig wieder auf!... Boiko, Boiko!... Wandersmann, nimm diesen Laib Brot für Boiko mit!... Sag ihm, deine Mutter sendet dir Grüße. .. schickt dir diesen Laib Brot! Vergiß nicht, Wandersmann, ihm das Brot zu bringen – er ist hungrig, und ich bin seine Mutter!“

Das Zuckermädchen

Es war einmal ein verwunschenes Königreich mit einem wunderschönen Garten. In diesem Garten war alles aus Zucker: die Blumen, die Bäume, die Schmetterlinge, die Vögel, ja selbst das goldblonde kleine Mädchen, das den ganzen Tag auf einer Bank aus Zucker im Garten saß und eine feine Spitze aus Zucker mit Nadeln aus Zucker strickte.

Am anderen Ende der Welt, fern von dem verzauberten Königreich, lebte ein armer Schmied mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn. Der Sohn half dem Vater in der Schmiede und fachte mit dem Blasebalg das Feuer an.

Als er zum Jüngling herangewachsen war, sagte er seinem Vater:

„Vater, ich will in das verzauberte Königreich gehen und das Zuckermädchen heiraten.“

Der Vater legte den Hammer auf den Boden, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte:

„Deine Idee ist nicht schlecht. Nur das Zuckermädchen ist nichts für dich. Du bist ein Mensch wie alle anderen, und es ist aus Zucker. Wenn du es heiratest, wird es wie alle anderen Menschen werden und dir nicht mehr gefallen. Und da,

wo es keine Liebe gibt, gibt es auch kein Glück.“

„Nein, Vater“, entgegnete der Sohn. „Glaub mir, das Mädchen wird bis zum Ende seines Lebens aus Zucker bleiben.“

„Gott gebe es!“ erwiderte der Vater, hob den Hammer auf und machte sich wieder an die Arbeit.

Der Sohn rüstete sich zur Reise, zog seine neuen Kleider an, warf sich ein Bündel über die Schultern und verabschiedete sich von seinen Eltern. Die Mutter begleitete ihn bis zum Haustor, küßte ihn auf die Stirn und steckte ihm ein Geraniensträußchen an die Brust.

Viele Tage und Nächte wanderte der Jüngling, bis er endlich in das verwunschene Königreich kam. Als er sich dem Zuckergarten näherte, setzte er die Mütze schief übers Ohr und nahm das Geraniensträußchen in die Hand.

Das Zuckermädchen hob seine klaren Augen von seiner Strickerei und schaute zum Zaun, um zu sehen, wer da kommt.

„Guten Tag!“ sagte der Jüngling und stellte sich vor die Tür. Er war ganz geblendet von der Schönheit des Mädchens und brachte kein anderes Wort heraus.

„Willkommen, Wanderer!“ entgegnete das Zuckermädchen und öffnete sofort die Tür, um den unbekannten Gast in den Garten zu lassen.

In diesem Augenblick begannen in den Zweigen

der Zuckerbäume zahllose rosa Vöglein zu zwitschern und Hunderte Schmetterlinge setzten sich auf die Schultern des glücklichen Wanderers.

Der Sohn des Schmiedes ging zu dem Mädchen und reichte ihm das Geraniensträußchen.

„Nimm dieses Sträußchen als Geschenk aus unserem fernen Land“, sagte er, und blickte das wunderschöne Mädchen unverwandt an. „Ich bin gekommen, um dich zu bitten, meine Frau zu werden, und in unsere kleine Schmiede zu holen, wo Veilchen blühen und Meisen zwitschern. Willst du mit mir kommen?“

Das Zuckermädchen lächelte und wurde noch schöner. Ihr Lächeln blühte wie eine rote Knospe um ihren Mund auf und ihre Augen strahlten eine engelsgleiche Güte aus. Es sah den unbekannten Jüngling an und sagte:

„Ich bin bereit, deine Frau zu werden, doch zuerst mußt du deinen Mut beweisen und den geflügelten Drachen töten, der das Wasser des Lebens hütet.“

„Wo lebt der geflügelte Drache?“ fragte der Jüngling und ballte kampfbereit die Fäuste.

„Am Ende unseres verwunschenen Königsreiches“, entgegnete das Mädchen. „Dort, in den Bergen, ist eine verwunschene Höhle, in der der silberne Quell mit dem Wasser des Lebens entspringt. Wenn du zur Höhle kommst, wird dir der Drache den



Weg verstellen, doch wenn deine Liebe zu mir stärker als alles andere ist, wirst du nicht vor ihm zurückschrecken und ihn besiegen.“

„Ich gehe sofort hin!“ rief der Recke, und aus seinem Blick sprach wilde Entschlossenheit.

Der Jüngling machte sich auf den Weg, und das Zuckermädchen warf ihm eine weiße Zuckerrose hinterher und winkte ihm lange nach, bis er in der Ferne verschwand.

Spät in der Nacht erreichte der Sohn des Schmiedes das Gebirge. Schon von weitem sah er die verwunschene Höhle, vor der ein riesiges Feuer brannte. Er schlich über die Felsen heran, und als er es fast erreicht hatte, hörte er einen fürchterlichen Schrei, der wie ein grausiger Donner in den Schluchten widerhallte. Der Jüngling richtete sich auf und sah zwei Schritte vor sich den geflügelten Drachen. Aus dem weit aufgesperrten Rachen des Ungeheuers züngelten grüne Flammen, und seine großen Augen funkelten blutrünstig.

Doch der Jüngling wich nicht zurück. Er erinnerte sich an das schöne Zuckermädchen, an sein Lächeln, seine engelsgleiche Güte in den blauen Augen, und er verspürte in seinen Händen eine bis dahin unbekannte Kraft. Ohne zu zögern, stürzte er sich auf den Drachen, packte seinen aufgesperrten Rachen und riß ihn mit voller

Wucht auseinander. Das Ungeheuer brüllte vor Schmerzen auf und wälzte sich halbtot auf den Boden. Da zückte der Jüngling sein Messer, stieß heftig zu und schnitt ihm das Haupt ab, warf ihn in das lohende Feuer und ging in die Höhle.

Der Quell mit dem Wasser des Lebens sprudelte zwischen den Steinen und glänzte wie das silberne Licht des Mondes. Der Sohn des Schmiedes beugte sich über ihn, nahm das Gefäß, das auf einem Stein stand, und schöpfte Wasser. Danach schlüpfte er wieder hinaus und eilte den Berg hinab.

Es war ein warmer und sonniger Morgen, als der Jüngling in den Garten des Zuckermädchens kam. Er stellte das Gefäß vor die Füße des Mädchens und sagte:

„Ich habe den Drachen getötet und dir vom Wasser des Lebens gebracht.“

Das Zuckermädchen stand von der Bank auf und von seinem Schoß kollerte wie ein kristallenes Spinnwebgewebe die feine Zuckerspitze, die es Jahre hindurch gestrickt hatte.

„Führ mich hin, wohin du willst!“ flüsterte die Schöne. „Von heute für immerdar bin ich deine Frau.“

Und als es das sagte, rief es die Vöglein und Schmetterlinge zu sich und gab ihnen vom Wasser des Lebens zu trinken. Und alle Schmetterlinge und Vöglein setzten sich auf den Becher und

wurden im Nu silbern. Die Vöglein zwitscherten in zauberhaften Tönen, und Schmetterlinge flatterten über die Beete mit Zuckerblumen und klingelten wie Glockenblumen.

Das Zuckermädchen nahm den Becher und besprengte mit dem Wasser des Lebens die Bäume und Blumen. Und plötzlich funkelte unter den Strahlen der Sonne alles in blendendem Glanz, denn auch das kleinste Ästchen und das kleinste Gräschen verwandelten sich in reines Silber.

„Warum trinkst du nicht vom Wasser des Lebens? Willst du denn nicht unsterblich sein?“ fragte der Jüngling.

„Ich habe das lebensspendende Wasser deiner Liebe getrunken und bin bereits unsterblich“, erwiderte lächelnd das Zuckermädchen. „Doch gehen wir jetzt!“

Und das Mädchen und der Jüngling faßten sich bei den Händen und gingen in das ferne Land, in dem die kleine Schmiede war. Und die silbernen Schmetterlinge und Vöglein sammelten sich zu einem Schwarm zusammen und begleiteten sie wie eine silberne Wolke über ihren Köpfen bis zum Ende des verwunschenen Königreichs. Dann kehrten sie wieder in ihren Garten zurück.

Als der Jüngling und das Zuckermädchen zur Schmiede gelangten, trat niemand heraus, um sie zu begrüßen. Der alte Schmied und seine Frau

waren gestorben, und um die zerfallene Hütte wucherte Unkraut. Nur ringsum zwitscherten kleine Meisen und über das Gras liefen Veilchen, vom Winde gejagt.

„Wie schön es hier ist!“ rief das Zuckermädchen freudig und ihre Augen glänzten glücklich.

Da jätete der Jüngling das Unkraut, ließ die duftenden Veilchen stehen, öffnete die Tür der Schmiede und führte sein junges Weib hinein. Und das verloschene Feuer im Herd begann wieder lustig zu lodern, und in der kleinen Schmiede hallten fröhliche Hammerschläge.

Jahre vergingen, und die Worte des alten Schmiedes gingen in Erfüllung. Das Zuckermädchen wurde wie alle anderen Menschen, ihre Schönheit war vergänglich, ihr helles Antlitz war von den Sorgen gezeichnet.

Doch ihr Mann freute sich wie eh und je, wenn er sie nur erblickte, und schwang den schweren Hammer über seinen Kopf mit jener Kraft, mit der er einst den Drachen getötet hatte. Denn das Herz seiner Frau hatte sich nicht geändert, es blieb das gleiche Herz aus Zucker, auf immer geweiht mit dem lebensspendenden Wasser der ewigen Liebe.

Das Honigbrot

Kri – kri, Kri – kri“, zirpt das Heimchen unter dem alten Schrank. Im Herd flackern blaue Flämmchen. Hinter den Mauern geht die Nacht spazieren und hier sind alle eingeschlafen. Nur du und ich sind wach, und drüben im dunklen Winkel beginnen die Puppen ihr nächtliches Leben. Der bunte Hanswurst klatscht in die Hände und verbeugt sich vor der großen Puppe, das Auto zieht seine Feder auf und die Drehorgel spielt leise. Komm näher, Kind, schau in die Flämmchen und schließe die Augen! Unsere blaue Kalesche, bespannt mit zwei weißen Schmetterlingen, wartet schon. Wir setzen uns hinein und sausen los. Frrr! Die Erde liegt unter uns. Um uns funkeln die Sterne und wir fliegen immer weiter, immer weiter durch die Nacht. Dort, am anderen Ende des Himmels, steigt ganz langsam der große gelbe Mond auf und glänzt wie ein Honigbrot. Kennst du die Geschichte vom Honigbrot? Hör zu, ich will sie dir erzählen. Nicht die alte Geschichte, die alle Großmütter ihren Enkeln erzählen, sondern eine andere, eine neue Geschichte.

Es war einmal eine arme Frau, die hatte ein einziges Kind, einen kleinen Jungen. Sie lebten

in einem bescheidenen Hüttlein, verlassen und allein in der ganzen Welt, und verdienten sich ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit. Eines Tages wurde die Mutter schwer krank, sie rief ihren Jungen zu sich und sagte:

„Wie du zur Welt kamst, Kind, ließ die Schicksalsgöttin ein Honigbrot rollen und sprach: 'Das ist sein Glück, er soll ihm in der Welt nachlaufen, wenn er es erreicht, wird er glücklich werden.' Aber ich wollte mich nicht von dir trennen und sagte dir nichts. Deshalb bestraft mich die Schicksalsgöttin. Ich muß sterben, wenn du das Honigbrot nicht findest und mit ihm dein und mein Glück bringst. Geh in die weite Welt, Junge, und suche dein Glück!“

Die Mutter küßte den Jungen weinend zum Abschied, und er machte sich auf den Weg. Er ging, und da sah er vor der Hütte ein weißes, glänzendes Honigbrot. Es rollte ganz schnell davon, und er rannte ihm nach. Er dachte gar nicht daran, daß er seinem Glück nachjagte. Er wußte nur, daß er es einholen und packen mußte, damit seine Mutter genesen konnte. Aber das Honigbrot kullerte rasch weiter und versteckte sich hinter der ersten Biegung. Der Junge aber lief immer hinter ihm her.

Unterwegs trafen ihn Leute und fragten:
„Wohin so allein, Junge?“

„Ich laufe dem Honigbrot nach“, antwortete er und die Leute lachten ihn aus.

Lange Tage und Nächte wanderte der Junge über Ebenen und Berge, aber das Honigbrot lief immer vor ihm her, und er konnte es nicht einholen. Bald zeigte es sich neben einem Gipfel, verweilte ein wenig, lockte ihn herbei, verschwand dann plötzlich und glänzte fern über einem anderen Grat. Aber der Junge rannte unerschrocken, ohne müde zu werden. Seine Füße waren wundgelaufen, aber seine Augen gewöhnten sich, klar in die Ferne und Weite zu blicken, und er ging ohne Unterlaß. Er kam in das Reich der Blinden, wo alle Menschen blind wie Maulwürfe sind und das ganze Land in Dunkelheit gehüllt ist.

„Wo ist das Honigbrot hingegangen?“ fragte der Junge.

„Wir wissen nichts, denn wir sehen nichts“, antworteten die Blinden gesenkten Kopfes.

Da glänzte vor seinen Augen das Honigbrot auf und er machte sich von neuem auf den Weg. Wieder irrte er lange Tage und Nächte durch das Dunkel. Er kam in das Steinerne Reich, in dem alle Menschen versteinert und stumm sind, und Kühle im ganzen Land herrscht.

„Habt ihr das Honigbrot gesehen?“ fragte der Junge. Aber niemand antwortete ihm. Wieder vergingen viele Tage und Nächte. Schließlich kam

КАКТО ЖИВЕШ, ТАКА И



ШЕ СЕ ПРОЧУЕШ. СЛАВЯ



er ins Goldreich, in dem alles aus purem Gold ist – Bäume und Früchte und Geschmeide. Nur die Menschen gleichen großen Eidechsen und Fröschen.

„Wißt ihr, wo das Honigbrot ist? Ist es nicht hier vorbeikommen?“ fragte der Junge erschöpft von Müdigkeit und Hunger.

„Das Honigbrot?“ kicherten die sonderbaren Leute. „Wozu brauchst du es denn?“

„Ich will es meiner Mutter bringen, damit sie gesund wird. Es ist mein Glück.“

„Gibt es ein größeres Glück als dieses Land, Dummkopf?“ spotteten die Menschen. „Sieh, hier ist alles aus Gold. Vergiß deine Mutter, bleib hier und du wirst dein Glück finden.“

Der Junge schüttelte den Kopf und antwortete:

„Ich bin nicht ausgezogen, um Gold zu suchen. Ich brauche kein Gold. Mein Glück ist etwas anderes.“

Und er machte sich wieder auf den Weg. Er gelangte zum grenzenlosen Meer, wo das Ende der Welt ist. Auf dem sandigen Ufer lag ein hartes Brot aus dem schwärzesten Mehl, nicht nur nicht mit Honig bestrichen, sondern nicht einmal mit Wasser – ein geborstenes ärmliches Brot. Außer sich vor Freude nahm er das Brot und drückte es an seine Brust. Und als er sich bückte, sah er sein Gesicht im Meereswasser: er war kein Junge

mehr, sondern ein stattlicher Bursche – so lange Jahre hatte er nach seinem Glück gesucht.

Ihn hungerte sehr, aber er brach kein einziges Stück vom Brot ab. Mußte doch zuerst seine Mutter davon kosten, um zu genesen. Flugs machte er sich auf den Heimweg. Als er durch das Goldreich kam, kicherten die seltsamen Leute und nannten ihn einen Dummkopf. Aber er hörte es nicht und ging weiter. Im Steinernen Reich beachtete ihn niemand und keiner fragte ihn etwas. Als er jedoch in das Reich der Blinden kam, umringten ihn ein Haufen Blinder und flehten ihn an:

„Wir sehen nichts. Wir können nicht einmal essen. Gib uns ein Stückchen Brot in die Hände!“

Der Bursche dachte: „Ich habe einen ganzen Laib Brot. Für Mutter genügt ein Kanten.“

Und er verteilte den größten Teil des Brotes unter den Blinden. Sie küßten ihm Hände und Füße und wünschten ihm alles Gute zum Abschied.

Der Bursche näherte sich freudig seinem Heimathaus.

Vor der Schwelle der Hütte lag fast sterbend ein hungriges herrenloses ausgemergeltes Hündchen. Es sah ihn flehend an und das Herz des Burschen krampfte sich vor Mitleid zusammen. Ohne Besinnen gab er dem Tierchen das letzte Stück Brot. Dann ging er ins Haus, trat vor seine Mutter und sagte ganz verzweifelt:

„Mutter, ich komme mit leeren Händen zurück. Ich bin durch die ganze Welt gewandert, um das Honigbrot zu suchen. Und als ich es gefunden hatte, habe ich es unter den anderen verteilt. Für dich ist nichts übrig geblieben. Nun werde ich mit dir gemeinsam sterben.“

Er umarmte weinend seine Mutter.

Aber die Mutter lächelte froh, stand von ihrem Lager völlig genesen auf, küßte ihn auf die Stirn und sprach:

„Nein, Junge, du wirst nicht sterben. Von nun an wirst du froh und glücklich leben. Alles hat sich erfüllt, was die Schicksalsgöttin geweissagt hat. Jetzt bin ich gesund und du bist für immer bei mir. Aber alles, was du durchgemacht hast, mußte so sein. Du mußtest die ganze Welt sehen – alles Gute und Böse, und eines wählen. Du mußtest das Honigbrot finden und es verteilen, ohne an dich zu denken. Aber traure nicht, Junge! Ich brauche es nicht. Du hast mir doch dein goldenes Herz gebracht. Und nun nimm vom Wandbrett das Roggenbrot und wir wollen zu Abend essen. Du wirst sehen, es wird süßer schmecken als alle Honigbrote in der Welt!“

Die beiden setzten sich an den ärmlichen Tisch und aßen trockenes Brot mit Salz. Schon beim ersten Bissen merkte der Bursche, daß seine ganze Müdigkeit wie durch ein Wunder verflogen war,

daß seine Kraft und Frische hundertmal gewachsen waren und daß er nichts mehr auf dieser Welt brauchte.

* * *

„Kri-kri-kri-kri“, das Heimchen zirpt immer leiser und leiser. Es schläft ein, das Feuer schläft ein, die Äuglein fallen zu... Die kleine Drehorgel spielt ein leises Lied, der Hanswurst und die Puppe drehen sich lautlos im Tanz, der struppige Bär geht aufrecht unterm Tisch spazieren. Unsere blaue Kalesche fliegt durch den unermeßlichen Himmel, und die Sternlein schütten goldenen Staub auf deine Locken. Das ist das schneeweiße Schloß des Sandmännleins und jemand winkt uns von dort.

„Kri-kri, kri-kri, kri-kri... schlaf süß, süß...“

Die kleine Schwalbe

Leise nieselte der Herbstregen vom Himmel. Goldgelb erglänzte das Laub. Die Trauben standen in letzter Reife, und die prallen Beeren begannen zu platzen. Die Asten neigten ihre Blüten über einen im Gras liegenden zerbrochenen Krug. Im Krug zitterte vor Kälte und Kummer ein kleines Schwälbchen. Alle waren schon fortgezogen. Seine beiden Schwesterchen flogen nach dem Süden, und auch sein Mütterlein entschwand nach einem fernen Land. Wer wird es in dieser regenfeuchten Nacht wärmen? Man hatte es hier in diesem zerbrochenen Krug zurückgelassen, denn es war lahm und konnte nicht fliegen. Im Sommer war in dem Haus, unter dessen Dach seine Mutter das Nest gebaut hatte, ein Brand ausgebrochen. Während die Schwalbenmutter ihr Kücken retten wollte, fiel ein Glutstück ins Nest und versengte den rechten Flügel des Schwälbchens. Das nackte Vögelchen verspürte einen heftigen Schmerz, und als es wieder zu sich kam, lag es in einem anderen Nest: neben ihm saß seine Mutter und ließ das Köpfchen hängen. Das Kleine versuchte seine Schwingen zu bewegen, konnte es jedoch nicht, da der rechte Flügel lahm war.

Eines Tages brachte die Schwalbenmutter ihr lahmes Vögelchen in den Garten und sagte:

„Liebes Kind, wir ziehen heute nach dem Süden. Du mußt hier bleiben, weil du nicht fliegen kannst. Da, in diesem Krug habe ich dir ein weiches Nest bereitet. Hier kannst du liegen, und wenn du hungrig wirst, hüpf heraus und such dir etwas Nahrung. Der ganze Garten ist voller Früchte. Im Frühjahr kommen wir wieder zurück.“

„Hab Dank, Mütterlein, für deine Sorge um mich“, sagte das flügelahme Schwälbchen und steckte sein Köpfchen, um seine Tränen zu verbergen, unter den Flügel der Mutter.

Alle zogen fort. Es folgten graue Tage. Ein feiner Regen tropfte hernieder. Die Asten ließen ihre durchnäßten Blüten über den Krug hängen. Ein Regentropfen rollte vom untersten Blatt herab.

„Ach, wie bin ich müde!“ seufzte er.

„Woher kommst du?“ fragte neugierig das Schwälbchen.

„Oh, ich komme von weit, weit her. Ich komme vom großen Ozean. Dort kam ich zur Welt. Ich bin kein Regentropfen, ich bin eine Träne.“

„Eine Träne? Was für eine Träne?“ fragte die kleine Schwalbe erregt.

„Eine Mutterträne. Die Geschichte meines Lebens ist kurz. Vor neun Tagen setzte sich eine müde und traurige Schwalbe auf den Mast eines



großen Ozeanschiffes. Der Ozean toste wild, es ging ein starker Wind. Mit erstickter Stimme bat die Schwalbe den Wind:

’Bruder Wind, wenn du über die Welt fliegst und nach Bulgarien kommst, so gehe zu meinem armen Kind und sage ihm, es soll sich vor dem schwarzen Kater hüten, der im Garten herumstreicht. Ich habe, als wir fortzogen, vergessen, mein Kind vor ihm zu warnen. Sag ihm, daß mein Herz vor Kummer schier gebrochen ist.’

’Wo ist denn dein Schwalbenkind?’ fragte der Wind.

’Ich ließ es in einem zerbrochenen Krug in einem Garten mit lilafarbenen Asten zurück.’

Als die alte Schwalbe dies sprach, fiel ich aus ihrem Auge. Der Wind nahm mich mit auf seine Reise über die Welt! Neun Tage waren wir unterwegs, und nun bin ich auf diese Blume gefallen. Ach, bin ich müde, ich möchte herunterfallen und einschlafen!“

Das Herz des lahmen Schwälbchens klopfte zum Zerspringen. Rasch stand es auf, öffnete seinen Schnabel und fing die erschöpfte Mutterträne auf.

„Ich danke dir, Mütterchen!“ hauchte es, legte sich in sein Nestchen und schlief ein, von der Träne erwärmt, als liege es unter den Fittichen der Mutter.

Amsel-Amselchen

Amsel-Amselchen hatte sich ein Nest gebaut und Eier gelegt. Da kam die Gevatterin Füchsin, stellte sich unter das Nest und sprach:

„Amsel-Amselchen, gib mir ein Ei! Vater und Mutter sind auf Besuch gekommen, ich will ihnen ein Süsschen kochen.“

Amsel-Amselchen gab ihr ein Ei.

Am nächsten Tag kam die Gevatterin Füchsin wieder und sprach:

„Amsel-Amselchen, gib mir ein Ei! Meine Schwester und mein Bruder sind auf Besuch gekommen.“

Die Amsel gab ihr wieder ein Ei.

So ging es Tag für Tag. Amsel-Amselchen war nur mehr ein Ei übriggeblieben.

Gevatterin Füchsin kam wieder und sagte:

„Amsel-Amselchen, gib mir ein Ei!“

„Ich hab keines“, antwortete die Amsel.

„Dann werde ich dich fressen!“

Da begann Amsel-Amselchen zu weinen und gab ihr das letzte Ei.

Am nächsten Tag kam ein Hund durch den Wald. Er sah, daß die Amsel weinte und fragte:

„Warum weinst du, Amsel-Amselchen?“

„Wie soll ich nicht weinen. Jeden Tag kommt die

Füchsin und holt sich von mir ein Ei. Sie hat mir alle weggenommen, und ich konnte keine Jungen großziehen. Heute wird sie wieder kommen. Ich habe nichts mehr, das ich ihr geben kann. Jetzt wird sie mich fressen.“

„Weine nicht, Amselchen! Ich werde mich hier in den Büschen verstecken. Wenn die Gevatterin Füchsin kommt und ein Ei von dir will, so sag:

„Ich habe keins, aber dort drüben im Gebüsch ist ein Huhn, nimm das!“

Der Hund versteckte sich im Gesträuch. Die Füchsin kam und sagte:

„Amsel-Amselchen, gib mir ein Ei!“

„Ich hab keines, aber dort drüben im Gebüsch ist ein Huhn, wenn du willst, hol dir's.“

Die Gevatterin Füchsin freute sich sehr und begann im Gebüsch herumzustöbern. Der Hund sprang hervor und jagte sie.

Sie lief, er ihr nach, sie lief, er ihr nach, sie lief, er ihr nach – schließlich kam sie zu ihrem Bau und versteckte sich dort.

Der Hund stellte sich vor den Bau und wartete, daß die Füchsin hervorkäme, um sie am Genick zu packen. Die Füchsin wußte nicht, daß der Hund ihr draußen auflauerte, und fragte ihre Beine:

„Sprecht, Beinchen, was sagtet ihr, als der Hund euch jagte?“

„Lauft, Beinchen, was ihr könnt, lauft was ihr



könnt.“

„Liebe Beinchen, ich will euch Pantöffelchen kaufen. . . Und ihr Äuglein, was sagtet ihr?“

„Lauf, Füchsin, lauf was du kannst!“

„Liebe Äuglein, ich will euch Brillen kaufen. . . Und ihr Öhrchen, was sagtet ihr?“

„Auch wir, Füchsin, riefen: „Lauf, Füchsin, lauf was du kannst!“

„Liebe Öhrchen, ich will euch Ohrringe kaufen. . . Und du, Schwanz, was hast du gerufen?“

„Pack zu, Hund, pack die Füchsin am Schwanz!“

„Na warte, ich will dich dem Hund zu fressen geben“, und die Füchsin steckte den Schwanz hinaus.

Der Hund packte den Schwanz und zog fest daran. Die Füchsin zog drinnen, der Hund zerrte draußen, die Füchsin zog drinnen, er zerrte draußen. Schließlich hatte er sie herausgezogen und zauste ihr tüchtig das Fell.

Die guten Wirte

An einem Bach auf einer Wiese lebten fauler Hans und faule Liese. Sie hatten nur ein Hüttchen klein, doch schützt'es sie vor Regen fein. Heulte winters der Sturm mit Toben und Gebraus, saßen sie trocken und warm in ihrem Haus.

Sie hatten auch eine kleine Geiß, mit krummen Hörnern, 'nem Bart schneeweiß. Die rief sie in den Stall mit leisem Gemecker, gab ihnen Milch, für Brei süß und lecker.

Wenn die Sonne längst schon aufgewacht, hat fauler Hans ans Aufstehn gedacht. Wollt' auch die faule Liese wecken, zog ihr vom Kopf die alten Decken.

„Aufstehn, 's ist schon höchste Zeit!“

„Jetzt schon? Du bist nicht recht gescheit!“

Legte sich noch einmal aufs Ohr und schlief noch süßer als zuvor.

Schließlich, als es Mittag war, kam aus dem Bett das faule Paar. Hungrig und vom Nichtstun matt, aß es sich erst am Milchbrei satt.

Dann, es dauerte noch eine Weile, ging Hans in den Wald mit einem Seile, um Holz zu sammeln 'nen ganzen Haufen, den wollte er in der Stadt verkaufen.

Indessen, nachdem sie sich lange besonnen, hat faule Liese ein wenig gesponnen.

So hatten sie ihr täglich Brot, die Tage vergingen ohne Not.

Doch eines Tages, zu ihrem Leide, kam die Geiß nicht zurück in den Stall von der Weide. War in der Dunkelheit verschwunden, hatte aus dem Wald nicht heimgefunden.

„Wo ist er nur hingeraten, der verflixte Teufelsbraten? Hans, geh nach der Ziege sehen!“

„Der ist sicher nichts geschehen! Morgen, glaub mir's, faule Liese, grast sie wieder auf der Wiese.“

„Wenn du nicht gehst im Augenblick, bekommen wir sie nie mehr zurück!“

Fauler Hans geriet in Zorn. „Mich laß' bitte ungeschoren. Mach dich selber auf die Socken, um das Tier zurückzulocken!“

„Pustekuchen! Ich soll im Dunkeln im Walde suchen, während du warm in den Federn liegst und wartest, daß du deinen Milchbrei kriegst!“

Böse legten sich nieder beide, träumten von einer großen Weide, auf der mit lustigem Gebimmel viel Ziegen grasten unterm blauen Himmel.

Ihre kleine Geiß wurde indessen von einem Wolf mit Haut und Haaren aufgefressen.

Zur Mittagsstunde in den folgenden Tagen standen sie auf mit knurrendem Magen. Doch niemand rief sie mit leisem Gemecker, um Milch zu spenden für



Brei süß und lecker.

„Ach, Liese“, seufzt' fauler Hans ergeben, „wir haben noch das Haus, den Rocken und das Seil zum leben, wir werden von nun an, das mußt du wissen, eben ohne Milchbrei auskommen müssen.“

So vergingen ohne Mühe und Plage für das faule Paar Wochen und Tage.

Doch einmal kam auf ein Sturm mit Hagel und Regen knickte Halme und Ähren, zerstörte den Erntesegen, fegte über die Wiese am kleinen Bach, zerbrach eine Schindel von ihrem Dach.

„Hör, fauler Hans, so geht's nicht weiter, steig aufs Dach, nimm eine Leiter und stopf das Loch zu, fest und gut. Da! Schon wieder tropft's auf deinen alten Hut!“

„Warum soll denn gerade ich das machen?“ erwidert er, „das sind Weibersachen! Wie jede gute Wirtin, das bitt' ich mir aus, sorg du für die Dinge in unserem Haus!“

„Lieber Himmel, 's ist kaum zu fassen, ich seh schon aus wie mein eigener Schatten! Alltag, Sonntag, nur Ungemach, jetzt schickst du mich auch noch aufs Dach!“

Tatenlos blieben die Drückeberger, der Schaden wurde immer ärger, legten die Hände in den Schoß, das Regenwasser floß und floß. So konnt' es nicht mehr lange dauern, verrottet waren Balken und Mauern. Als dann der Herbst kam mit Sturmgebräus,

stürzte zusammen das windschiefe Haus.

Nach einer Weile, verschmutzt und bekümmert, kam fauler Hans hervor aus den Trümmern. Bald ist, zerzaust und ganz gebrochen, auch Liese aus dem Schutt gekrochen.

Da saßen nun fauler Hans und faule Liese, trübselig auf der vergilbten Wiese, sahen sich bitterböse an und traurig weinten Frau und Mann, ringsum sah es ganz trostlos aus, hatten weder Geiß, noch Seil, noch Rocken, noch Haus.

Das schönste Vöglein

Früher einmal schickten auch die Vögel ihre Jungen zur Schule, genau so wie die Menschen. Dort lernten die kleinen Vögel schneller fliegen, Nahrung suchen, Nester bauen, kurzum alles, was sie im Leben brauchten.

Eine Schwalbe und eine Krähe waren Nachbarinnen. Eines Tages sah die Schwalbe, wie die Krähe sich eilig auf den Weg machen wollte.

„Wohin so schnell, Frau Nachbarin?“ fragte die Schwalbe.

„Ach, ich will zur Schule und meinem Kind einen Imbiß bringen!“ antwortete die Krähenmutter.

„Wartet, Frau Nachbarin“, sagte die Schwalbe, „nehmt auch ein wenig für mein Kind mit. Ich kann im Augenblick nicht fort von hier.“

Die Krähe war's zufrieden. Die Schwalbe brachte ihr das Futter für das Schwalbenkind.

„Aber ich kenne euer Kind nicht, woran werde ich es erkennen?“

„Habt keine Angst“, erwiderte die Schwalbe, „ihr werdet es sicher erkennen. Das schönste Vöglein ist meines!“

Die Krähe flog zur Schule. Es verging eine geraume Zeit, ehe sie zurückkam. Die Schwalbe

begrüßte sie und fragte:

„Nun, Frau Nachbarin, habt ihr meinem Schwälbchen sein Futter gegeben?“

„Ach, liebe Schwester, ich weiß nicht was ich euch sagen soll“, antwortete die Krähe bekümmert.

„Hört zu, was geschehen ist. Ich flog zur Schule, fütterte mein Krähenjunges und begann dann euer Schwälbchen zu suchen. Ihr habt mir doch gesagt, daß ich das schönste Vöglein suchen und ihm das Futter geben sollte. Ich schaute und schaute, Schwester, sah alle Vöglein an, aber ich fand kein schöneres als meines. Da habe ich ihm euer Futter gegeben.“

Wie der Krähenjunge Sänger wurde

Im Wald war ein Krähenjunge auf die Welt gekommen. Er war kahl und mager, hatte ein dünnes Hälschen und blanke Äuglein. Kaum war er aus dem Ei geschlüpft, konnte er auch schon reden.

„Piep, piep!“ schrie er, „gib mir einen Wurm!“

Und die alte Krähe, seine Mutter, flog aus dem Nest, suchte überall und brachte ihrem lieben Kind sogar zwei Würmer mit.

Es vergingen drei bis vier Wochen, er wuchs, hatte schon Federn auf den Flügeln und er konnte bereits fest auf den Beinen stehen, umherhüpfen wie ein Frosch und seine ersten Flugversuche machen.

Die Mutter hatte ihre helle Freude an ihm.

„Was für ein prächtiges Kind habe ich doch auf die Welt gebracht!“ dachte sie. „Gescheit und schön wie kein anderes! Sicher wird einmal ein Professor aus ihm!“

Der Krähenjunge war aber nicht der Meinung seiner Mutter, und dachte gar nicht daran, Professor zu werden.

Der Wald war sehr groß und in den Zweigen der alten Bäume zwitscherten unzählige Singvögel.

Wenn der Mond abends über den Wipfeln aufging, war es, als rieselten Hunderte Bächlein durch den Wald, denn dann sangen die Nachtigallen um die Wette, weil jede zeigen wollte, daß sie die schönste Stimme hatte.

Der Krähenjunge hörte ihnen nächtelang begeistert zu. Er wollte auch Sänger werden und sich wie die Nachtigallen in den Zweigen wiegen und nach Herzenslust singen. Dieser Gedanke ging ihm nicht aus dem Kopf, und je größer er wurde, um so überzeugter war er, daß er ein berühmter Sänger werden würde. Schließlich konnte er all das nicht mehr bei sich behalten und fragte eines Tages seine Mutter:

„Was haben die Nachtigallen in der Kehle, daß sie so schön singen können?“

„Sie haben Talent“, antwortete die alte Krähe und pickte mit dem Schnabel nach einem Käfer, der über den Nestrand kroch.

„Habe ich auch Talent?“ fragte der Krähenjunge, breitete die Flügel aus und schrie: „Kra-kra!“

„Ob du Talent hast?“ sagte die Krähenmutter und sah ihn erstaunt an. „Hast du dir vielleicht in den Kopf gesetzt, Sänger zu werden? Das ist nichts für dich. Du wirst etwas Besseres werden.“

„Ich will Sänger werden!“ piepste der Kleine und fing an zu weinen.

„Willst du wohl still sein!“ krächzte die alte Krähe und rupfte dem ungehorsamen Sohn eine Feder aus dem Schwanz.

Der Krähenjunge hielt wirklich den Schnabel und kuschelte sich ohne Widerspruch ins Nest, wurde aber von Stund an traurig und ließ das Köpfchen hängen. Nichts vermochte ihn zu ermuntern: Weder die Fürsorge der Mutter, die ihm viele Würmer in den Schlund stopfte, noch die warmen Sonnenstrahlen, noch der würzige Duft der Waldblumen.

„Was fehlt dir?“ fragte die Mutter den Krähenjungen oft, und er erwiderte immer wieder:

„Ich will Sänger werden!“

Schließlich gab die Krähenmutter nach und sagte:

„Gut, wenn du unbedingt Sänger werden willst! Aber daß es dir nicht eines Tages leid tut!“

Der Krähenjunge dankte seiner Mutter freudig, ließ das Köpfchen nicht mehr hängen, und seine Augen strahlten glücklich.

„Wie willst du aber Sänger werden, du hast ja keine Stimme“, sprach die Mutter. „Warte, ich werde den weisen Uhu fragen, vielleicht kann er mir einen Rat geben.“

Und die alte Krähe flog zum Uhu, der in einer riesigen Eiche seine Höhle hatte. Der erzählte seinen Jungen gerade die Geschichte von Robinson Crusoe und riet ihnen, sich nicht auf eine Reise einzulassen. Die Krähe machte einen Kratzfuß vor



dem Uhu und erzählte ihm von A bis Z, wie die Sache stand. Dann bat sie ihn, ihr zu sagen, wie ihr Sohn ohne ein Fünkchen Begabung Sänger werden könnte.

Der Uhu überlegte ein Weilchen, zwinkerte mit einem Auge und sprach gemessen:

„Wenn einer kein Talent hat, so müssen Freunde und Verwandte helfen.“

„Wieso Freunde und Verwandte?“ fragte die alte Krähe, die die Worte des klugen Vogels nicht verstanden hatte.

„Ganz einfach“, sagte der Uhu. „Da dein Sohn nicht singen kann, muß man ein paar Leute finden, die überall ausposaunen, daß es keinen größeren Sänger als deinen Sohn gibt. Allmählich werden sich alle an diese Lobpreisungen gewöhnen und schließlich selbst glauben, daß er wirklich ein großer Sänger ist. Geh jetzt zu euren Raben und Elstern und bitte sie, im Wald viel Lärm um ihn zu machen, alles andere überlasse mir. Ich werde deinen Sohn in der Waldzeitung höchlichst anpreisen und sogar sein Bild auf der ersten Seite bringen.“

Wie der Uhu es gesagt hatte, so geschah es auch. Einige Tage später hallte der ganze Wald vom Geschrei Hunderter Raben und Elstern wider, die lauthals verkündeten, daß es keinen besseren Sänger gäbe als den Krähenjungen und daß er

bald ein großes Konzert für die Waldbewohner geben werde.

Der Tag des Konzerts kam und der Krähenjunge trat vor einem großen Publikum auf. Es wurde still im Wald, und alle Vögel und Tiere lauschten. Der Sänger wiegte sich auf einem Zweig und krächzte mit seiner häßlichen Stimme:

„Kra-kra! Kra-kra! Kra-kra!“

Und viele Zuhörer meinten, daß der Krähenjunge schön sänge, denn so hatte es in der Waldzeitung gestanden. Der Uhu, der Redakteur der Zeitung, hatte es geschrieben.

Den Nachtigallen mit ihren herrlichen Stimmen war das Gekrächze zwar peinlich und sie steckten ihre Köpfchen unter die Flügel, damit sie ihm nicht zuhören mußten, aber was hatte das schon zu bedeuten!

Die Hauptsache war, daß es der Eidechse und dem Igel gefallen hatte – so gut gefallen, daß sie ein Kränzchen aus Kamillen flochten und das Eichhörnchen baten, es dem Sänger zu überreichen.

Das Eichhörnchen kletterte flink auf den Baum, wo der Krähenjunge stand, und hängte ihm den Kranz um den Hals.

Von dem Tag an war der Krähenjunge sehr aufgeblasen und blickte auf alle Waldbewohner herab. Er bildete sich ein, er sei der beste Sänger der

Welt, verspottete bei jeder Gelegenheit die Nachtigallen und drohte ihnen sogar, sie aus dem Wald zu vertreiben.

Aber eines Tages geschah etwas Unerwartetes. Der Krähenjunge wiegte sich auf einem Zweig und krächzte dreist mit seiner häßlichen Stimme, als ein Adler – ein mächtiger und gerechter Vogel, herangeflogen kam. Er hörte das Kreischen und ließ sich auf einer alten Eiche nieder.

„Was ist das für ein scheußliches Gekrächze?“ rief er. „Gibt es denn im Wald keine berufeneren Sänger?“

Die Worte des Adlers schallten weithin, und alle, die geglaubt hatten, daß der Krähenjunge ein Sänger war, erkannten ihren Irrtum.

„Nieder mit dem Emporkömmling!“ zwitscherte die Meise.

„Nieder mit dem Betrüger!“ meldete sich das Rotkehlchen aus dem Busch.

„Nieder! Nieder!“ schallten Hunderte Stimmen ringsum im Wald.

Die Waldbewohner hatten erkannt, daß die Nachtigallen und die anderen Singvögel die wahren Sänger sind und bleiben.

Der Krähenjunge hörte zwar nicht auf mit seinem Krächzen, und die Elstern und Raben machten auch weiter Lärm. Aber niemand beachtete sie. Niemand

beachtete auch den Uhu, der nicht mehr Redakteur der Waldzeitung und nur noch ein ganz gewöhnlicher Uhu war.

Der Mensch und die Schlange

Es waren einmal zwei Brüder. Sie waren beide verheiratet, aber wohnten in einem Haus. Als ihr Vater starb, trennten sie sich. Sie teilten den Besitz und teilten auch den Garten.

Im Teil des einen Bruders stand ein Birnbaum, an dessen Wurzeln eine Schlange hauste.

Einmal aß er zusammen mit seinen Kindern unterm Birnbaum zu Mittag. Als sie fertig waren, ließen sie ein Schüsselchen mit Milch zurück. Als sie fortgegangen waren, kam die Schlange hervor, trank die Milch aus und ließ ein Goldstück ins Schüsselchen fallen. Fortan brachte der Mann der Schlange alle Tage ein Schüsselchen Milch unter den Birnbaum und erhielt ein Goldstück.

Jeder der Brüder hatte einen Sohn. Die beiden Jungen hatten einander sehr lieb und spielten oft zusammen. Eines Tages sagte der eine Junge zum anderen:

„Dein Vater und mein Vater sind Brüder. Als sie sich trennten, teilten sie den Besitz zu gleichen Teilen auf. Wie kommt es, daß ihr reich geworden seid und wir haben ebenso viel wie früher?“

Der andere Junge erzählte seinem Vetter von

der Schlange.

Da fragte ihn der Vetter:

„Kennt dich die Schlange und kommt sie heraus, wenn du ihr die Milch bringst?“

„Natürlich kennt sie mich“, antwortete der Junge. „Ich bringe ihr immer ihre Milch.“

Der Vetter überlegte und sprach:

„Weißt du was? Wir wollen die Schlange erschlagen, ihr die Goldstücke fortnehmen und sie teilen.“

„Aber mein Vater?“ fragte der andere Junge.

„Wenn dein Vater fortgeht, wirst du der Schlange Milch geben, und sobald sie hervorkriecht, werden wir sie töten“, sagte der Vetter.

Am nächsten Tag brachte der Junge, als der Vater ausgegangen war, der Schlange ihre Milch und rief seinen Vetter. Der kam mit einem Stein herbei. Der andere Junge kletterte auf den Baum und versteckte sich dort mit einer Hacke. Als sich die Schlange zeigte, warf der Vetter einen Stein nach ihr, der ihr den Schwanz abriß und lief eilends davon. Die Schlange wurde sehr böse, kroch auf den Baum und biß den Jungen. Der fiel herunter und starb. Die Schlange kroch zurück in ihr Loch. Als die Eltern des Jungen ihn tot fanden, beweinten sie ihn sehr und begruben ihn unterm Birnbaum.

Die Freundschaft des Mannes und der Schlange war zu Ende, er brachte ihr keine Milch, und sie



brachte ihm keine Goldstücke mehr.

Viele Jahre vergingen und alles ward vergessen.

Da dachte der Mann: „Ich will mich mit der Schlange versöhnen, meinen Jungen bekomme ich doch nicht mehr zurück. Sie wird mir wenigstens Goldstücke geben, ich bin ganz arm geworden und brauche Geld.“

Der Mann ging zum Birnbaum, schaute ins Loch und sagte:

„Schlange, liebe Schwester! Was geschehen ist, ist geschehen, alles ist vorbei und vergessen.

Wir wollen uns versöhnen, ich bringe dir wieder Milch, und du gib mir wieder jeden Tag ein Goldstück.“

Die Schlange lugte aus dem Loch und sprach:

„Ach, Bruder, es ist wirklich alles vorbei, aber glaubst du, daß wir wieder Freunde wie ehemals werden können? Solange du das Grab unterm Birnbaum siehst und ich meinen Schwanz ansehe, können wir keine Freunde sein!“

Es war einmal ein Bär...

Ein Vater pflegte seinen beiden Kindern – Milka und Saschko – jeden Sonntag eine Geschichte zu erzählen.

Eines Tages sagte der Vater:

„Milka, diesmal erzähl du eine Geschichte!“

Milka tat, als ob sie lange überlegte und sagte dann:

„Es war einmal ein Bär – und weiter geht es nicht mehr!“

„Das stimmt nicht!“ lachte der Vater.

„Wieso nicht?“ wunderte sich Milka.

„Weil es noch viel weiter geht.“

„Woher weißt du das, ich habe mir doch diese Geschichte ausgedacht!“

„Gut, hört zu und ihr werdet sehen, daß die Geschichte doch weiter geht.“

Und der Vater begann zu erzählen.

„Es war einmal ein Holzfäller. Der hieß Onkel Drago. Er war sehr arm und hatte weder Weib noch Kind, er wohnte am Dorfrande. Eines Tages fand der Holzfäller im Wald ein buntes Hähnchen. Das flog nicht fort, sondern setzte sich ihm auf die Schulter. Der Holzfäller freute sich sehr und nahm das Hähnchen mit nach Hause. Am nächsten

Tag fand er im Wald ein weißes Kätzchen. Das nahm er auch mit nach Hause. Am dritten Tag begegnete ihm im Wald ein kleiner Bär. Auch den nahm der Holzfäller mit. Aber es geschah etwas ganz Sonderbares. Als der kleine Bär in den Hof kam, stellte er sich auf die Hinterpfoten und brummte froh. Das Hähnchen kam herbeigeflogen, setzte sich ihm auf die Schulter und krächte lauthals. Das Kätzchen sprang auf die andere Schulter und miaute lustig.

Seitdem waren der Bär, das Hähnchen und das Kätzchen unzertrennlich. Jeden Tag erfanden sie neue ausgelassene Spiele. Der Holzfäller sah ihnen erstaunt zu. Eines Tages sagte er sich:

‘Was bin ich doch für ein Dummkopf! Ich kann mit meinen Tieren Geld verdienen. Anstatt mich im Wald zu plagen, werde ich mit ihnen vor den Menschen auftreten, viel Geld verdienen und reich werden.’

Der Holzfäller zog mit seinen Tieren von Haus zu Haus. Er schlug das Tamburin, der Bär, das Hähnchen und das Kätzchen machten Späße, die Menschen schauten erstaunt zu und spendeten reichlich.

So verging eine lange Zeit. Sie waren durch alle umliegenden Dörfer gekommen. Da brach Onkel Drago mit ihnen zu einer langen Reise auf. Unterwegs überfiel sie die Dunkelheit am Rande eines unbekannten Waldes, und sie mußten dort übernachten. Der Holzfäller fütterte seine Tiere, aß selbst



etwas und sie legten sich schlafen. Aber in der Nacht wachte er auf, blickte um sich und sah, daß das Hähnchen fort war. Er sprang auf, rief und suchte es – aber das Hähnchen war verschwunden.

„Sicher hat es der Fuchs geholt!“ dachte er.

Am Morgen wanderte er mit dem Kätzchen und dem kleinen Bären in den Wald. Da stand plötzlich ein schöner Jüngling vor ihm, königlich gekleidet – mit einer schwarzen Pelzmütze auf dem Kopf, einem prächtigen, goldbestickten Gewand und glänzenden Stiefeln. Der kleine Bär und das Kätzchen liefen, als sie den Jüngling erblickten, auf ihn zu, und er umfing sie mit einem Arm, denn in der anderen Hand hielt er einen Krug mit Wasser.

„Guten Morgen, Onkel Drago!“ rief der Jüngling. „Bist du gestern sehr erschrocken, weil ich verschwunden war?“

„Wer bist du?“ fragte der Holzfäller verwundert.

„Erkennst du mich nicht? Ich bin dein Hähnchen. Der kleine Bär ist meine größere Schwester und das Kätzchen mein jüngerer Bruder.“

Nachdem er das gesagt hatte, gab der Jüngling ihnen Wasser aus dem Krug zu trinken und begoß sie mit dem Rest, und die beiden wurden zu Menschen. Der kleine Bär verwandelte sich in ein schönes Mädchen und das Kätzchen in einen blonden Jungen. Dann küßten sie dem Holzfäller die Hand.

„Wir danken dir, Onkel Drago, du hast uns

aufgenommen, beschützt und lieb gehabt, wir haben nie ein böses Wort von dir gehört. Unser Vater wird es dir reich lohnen“, sagten sie.

„Aber wer seid ihr? Wer ist euer Vater?“ unterbrach der Holzfäller sie, der glaubte, daß er träumte.

„Unser Vater ist König dieses Landes“, antwortete der Jüngling. „Eine Hexe wollte ihn einst mit ihrer Tochter verheiraten. Aber die war böse und faul. Unser Vater heiratete eine andere, die gut war, unsere Mutter. Deshalb hat uns die Hexe in ein Hähnchen, einen Bären und ein Kätzchen verzaubert. Sie gab uns fast nichts zu essen und schlug uns jeden Tag. Eines Nachts liefen wir ihr davon und du hast uns bei dir aufgenommen. Gestern Abend hörte ich eine Nachtigall in dem Baum über uns singen:

‘Ach, wenn das Hähnchen wüßte, daß mitten im Wald eine große Eiche steht, an deren Wurzeln das Wasser des Lebens entspringt. Wenn die drei davon trinken und sich damit begießen, werden sie in Menschen zurückverwandelt.’

Der Holzfäller konnte sich nicht genug freuen. Er brachte sie schnurstracks in das Königsschloß.

Der Vater und die Mutter konnten sich vor Freude nicht fassen. Sie streichelten die Kinder, vergaßen aber auch den guten Holzfäller nicht. Sie belohnten ihn reich, zogen ihm teure Kleider

an und machten ihm zum Hüter der königlichen Schatzkammer.“

„Das ist die Geschichte vom kleinen Bären“, beendete der Vater lächelnd seine Erzählung. Aber Milka und Saschko waren so gefesselt von der Geschichte, daß sie seine Worte nicht hörten.

„Und was ist mit der Hexe geschehen?“ fragte Saschko.

„Sie suchten sie, aber sie war inzwischen gestorben. Der König befahl Steine auf ihr Grab zu häufen.“

Milka schwieg nachdenklich. Dann fragte sie:

„Aber, Vater, ich habe doch den kleinen Bären ausgedacht, und es gab nichts weiter.“

„Ja, Milka, aber ich habe das weitere erzählt.“

„Wenn ich etwas sage, kannst du nichts weiter ausdenken“, meinte Saschko.

„Gut, laß hören!“

Saschko überlegte lange und sagte schließlich:

„Es lag ein alter Strunk vorm Haus, damit ist die Geschichte aus. Was sagst du jetzt?“

„Nein, Saschko, die Geschichte ist damit nicht aus.“

„Oho!“

„Nächsten Sonntag werdet ihr hören, was mit dem Strunk geschehen ist.“

Der lebende Strunk

Der kleine Saschko setzte sich dem Vater auf die Knie, umarmte ihn und sagte:

„Erzähl, Vater!“

„Was?“ fragte der verwundert.

„Hast du vergessen?“ meldete sich Milka. „Vom Strunk, du hast uns doch vorigen Sonntag versprochen, eine Geschichte von einem Strunk zu erzählen.“

„Aha, das ist mir ganz entfallen. Gut, ich will euch die Geschichte erzählen, doch laßt mich ein wenig nachdenken.“

Der Vater hielt sich den Zeigefinger an die Stirn, sann nach und begann:

„Es war einmal ein Strunk. . . Nein, nicht so. Wartet. . . Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann war sehr gut und seine Frau zänkisch, unvernünftig und böse. Der Alte war ein armer Mann. Er hatte nur ein altes Haus ohne Zaun, zwei kleine Äcker, zwei magere Kühe, mit denen er die Äcker bestellte und sich und seine Frau ernährte.

Im Hof gab es außer dem Pflug und dem Wagen auch einen vertrockneten Baumstrunk, der hatte Wurzeln wie lange dürre Arme. Der stand dort seit vielen Jahren. Im Sommer pflegte der Alte auf ihm

zu sitzen und seine Pfeife zu rauchen.

Eines Winters brachte seine Frau am Weihnachtsabend den Strunk ins Haus und sagte:

‘Wir wollen ihn hier trocknen. Er wird später im Kamin schön brennen und uns wärmen.’

Der Alte war sehr bekümmert, sagte aber nichts. Sie aßen zu Abend, machten das Öllicht aus und legten sich nieder. Die Alte schlief alsbald ein, aber ihr Mann fand keine Ruhe. Ihm war leid um den Strunk. Das Feuer flackerte im Kamin und beleuchtete den Strunk. Der Alte betrachtete ihn lange und schließlich schlummerte er ein. Da spürte er, wie ihn jemand auf die Schulter klopfte. Er öffnete die Augen und sah mit Erstaunen einen alten Mann mit struppigem Bart über sich gebeugt. Sein Gewand sah aus wie Borke und vom Kreuz bis zu den Schultern hatte er dürre schwarze Arme.

‘Wer bist du und was willst du?’ fragte der Alte erschreckt.

‘Ich bin dein Strunk’, erwiderte der vielarmige stämmige alte Mann. ‘Was habe ich dir getan, Vater Kandilko, daß du mich verbrennen willst?’

‘Ich... ich... meine Frau will es, ich will es ja gar nicht’, stotterte der Alte.

‘Vater Kandilko, du bist ein guter Mensch, ich will dir etwas Gutes tun. Erinnerst du dich, wo du mich im Wald ausgegraben hast?’

‘Ja.’

'Gut. In der Nähe der Stelle steht ein weißer Stein. Geh morgen in den Wald und genau in der Mitte zwischen dieser Stelle und dem Stein wirst du einen dünnen Baumstrunk sehen. Grab ihn aus und bring ihn deiner Frau, den kann sie verbrennen, und was du unter ihm findest, behalte für dich. Aber denke daran, wenn ihr mich verbrennt, wird es euch schlecht ergehen, hast du mich verstanden?'

'Ich habe dich verstanden, Strunk, ich danke dir!' rief der Alte laut.

Seine Frau wachte auf und stieß ihn an und weckte ihn.

'Warum schreist du so?' schalt sie.

Vater Kandilko erzählte ihr seinen Traum. Er hatte wirklich geträumt.

'Schau doch, der Strunk steht neben dem Kamin. Du hast geträumt, weil du heute Abend ein wenig über den Durst getrunken hast. Schlaf, denn ich bin müde.'

Aber Vater Kandilko dachte an seinen Traum. Am Morgen spannte er seine Kühe vor den Wagen und fuhr in den Wald. Er tat wie ihm sein Strunk geheißen, grub den alten Baumstrunk aus und fand unter ihm einen Krug voller Goldstücke.

Der Alte und seine Frau freuten sich sehr. Im Frühling rissen sie ihre ärmliche Hütte nieder und bauten sich ein neues zweistöckiges Haus, zäunten den Hof ein und ließen sich's gut gehen. Aber Vater Kandilko vergaß den Strunk nicht. Er

gab ihm einen Ehrenplatz im Wohnzimmer.

Das ärgerte seine Frau.

'Weshalb soll mir dieser häßliche Strunk mein neues Haus verschandeln?' sagte sie. 'Den Schatz haben wir deinem Traum und nicht dem Strunk zu verdanken. Wir wollen ihn verbrennen!'

'Das dürfen wir nicht, er hat uns Reichtum gebracht, und ich achte ihn wie meinen besten Freund. Laß ihn stehen, er stört niemanden', sprach Vater Kandilko.

Eines Tages ging er auf den Markt.

'Jetzt werde ich diesen verhaßten Strunk loswerden', sagte sich die böse Alte.

Sie zerrte den schweren Strunk zum Kamin, stieß ihn ins Feuer und machte sich draußen an eine Arbeit.

Der Strunk verbrannte an einer Seite, fiel auf die Strohmatte vor dem Kamin und sie fing Feuer. Bald brannte das ganze Haus lichterloh. Die Leute kamen herbeigelaufen, um zu löschen, sie konnten aber nur ein wenig Hausrat und Kleider retten. Das Haus brannte völlig nieder.

Als Vater Kandilko am Abend nach Hause kam, sah er, was geschehen war, und weinte bitterlich. Seiner Frau machte er keine Vorwürfe, denn er war ein guter Mensch. Er sagte nur:

'Hast du jetzt erkannt, daß Böses mit Bösem vergolten wird?' Und spannte wieder die Kühe vor den Pflug und bestellte seine kleinen Äcker, um die böse Alte zu ernähren."

Der Junge und der Wind

Es war einmal eine Witwe, die hatte einen einzigen Sohn. Die Mutter und der Junge arbeiteten vom frühen Morgen bis spät in den Abend. Sie schafften im Haus, fütterten das Vieh, pflügten, hackten, säten, jäteten und mähten. Sie brachten großkörnigen Weizen ein. Es reichte ihnen und es blieb ihnen auch etwas übrig zum verkaufen. Sie buken Krautstrudel und Weißbrot.

Eines Tages sagte die Mutter zum Sohn:

„Nimm eine Schüssel und geh in den Keller. Hol mir Mehl, ich will Brot backen.“

Der Junge nahm die Schüssel und ging in den Keller. Er füllte sie mit weißem Mehl und trat hinaus in den Hof.

Es wehte ein starker Wind, der verstreute das Mehl in alle Richtungen.

Der Junge ging wieder in den Keller, füllte die Schüssel noch einmal. Als er in den Hof hinausging, blies der Wind und verstreute das Mehl in alle Richtungen.

„Du wirst mir das Mehl nicht wegblasen, Wind!“ rief der Junge und ging nochmals in den Keller und füllte die Schüssel mit Mehl. Als er in den Hof hinausging, blies der Wind und ließ kein Stäubchen

in der Schüssel zurück.

Der Junge warf die Schüssel beiseite und rannte dem Wind nach.

Er lief und lief, da traf er einen barhäuptigen Burschen.

„Wohin rennst du, Junge?“ fragte ihn der Bursche.

„Ich jage den Wind, er hat uns unserer Arbeit Lohn geraubt und unser Mehl zerstreut. Ich laufe ihm nach, damit er es mir zurückgibt.“

„Wer will denn den Wind fangen, Junge? Laß das sein! Auch mir hat der Wind die Mütze vom Kopf gerissen und sie in den Fluß getrieben. Aber ich bin nicht verrückt, ihm nachzulaufen.“

„Ich werde ihm aber nachlaufen und ihn fangen!“

Und der Junge rannte weiter. Er lief und lief. Am nächsten Tag traf er einen starken, stämmigen Bauern.

„Wohin so schnell, Junge?“ fragte der Bauer.

„Ich jage den Wind.“

„Weshalb?“

„Er soll mir mein Mehl zurückgeben. Drei Schüsseln voll hat er mir zerstreut, meiner Mutter und mir unserer Arbeit Lohn geraubt.“

„Das ist verlorene Zeit, Junge, wer kann gegen den Wind aufkommen? Wieviel Obstbäume hat er mir geknickt! Wieviel Früchte heruntergeschüttelt! Aber ich verhalte mich still. Wer kann denn mit dem Wind streiten?“

„Ich!“ sagte der Junge.

Er lief und lief, und am dritten Tag traf er einen alten Seemann mit einem Sack unter der Schulter.

„Wohin des Weges?“ hielt ihn der Seemann an.

„Ich jage den Wind!“

„Was hat er dir getan?“

„Er hat mir drei Schüsseln voller Mehl zerstreut!“

„Große Sache!“

„Für dich ist das vielleicht eine kleine Sache, aber für mich ist es eine große. Soll er doch arbeiten und sehen, wie schwer man jedes Korn gewinnt!“

„Kehre um, Junge!“ sprach der Seemann. „Gegen den Wind kann keiner aufkommen! Er ist stark und schrecklich! Er wird dich in eine Wüste blasen, aus der du nie zurückfindest. Hat er doch auch unser Schiff versenkt. Alle Fahrgäste und Seeleute sind ertrunken. Ich wundere mich, wie ich mit dem Leben davongekommen bin!“

„Was auch immer geschieht, ich gehe nicht zurück. Ich werde den Wind einholen und mein Mehl zurückverlangen!“

Der Junge rannte weiter.

Er lief und lief, bis er den Wind schließlich erreicht hatte.

„He, Wind!“

„Was willst du?“

„Gib mir mein Mehl zurück, das du verstreut hast!“



„Aber Junge, hält denn der Wind Mehl fest?“

„Das ist mir gleich, wir haben es mit Mühe gewonnen. Du hast es verstreut, du mußt es uns zurückgeben. Deshalb laufe ich schon seit drei Tagen hinter dir her.“

Da lächelte der Wind und sprach:

„Du hast recht, daß du das durch Arbeit Erworbene wahren und zurückhaben willst. Und du hast Mut, da du gekommen bist, um dich mit dem Wind auseinanderzusetzen. Das zerstreute Mehl kann ich dir nicht wiedergeben. Aber ich gebe dir stattdessen dieses Tüchlein. Nimm es und hüte es gut! Wenn du sagst: 'Tüchlein gib mir Essen!', wirst du alle Speisen, die du dir wünschst, darauf finden!“

Der Junge nahm das Tüchlein, dankte dem Wind und machte sich auf den Weg. Wie er so ging, dachte er: 'Ob der Wind mich nicht belogen hat? Ich will mal probieren!'

Er breitete das Tüchlein aus und sagte:

„Tüchlein, ich möchte Honig und Butter!“

Da standen auf dem Tüchlein goldene Teller mit Honig und Butter.

Der Junge aß sich satt und ging weiter. Er ging und ging und am dritten Abend kehrte er in einem Wirtshaus ein.

Er setzte sich an einen leeren Tisch, legte das Tüchlein drauf und sprach: „Tüchlein, gib

mir Essen!“

Kaum hatte er die Worte gesprochen, standen die leckersten Speisen auf dem Tisch.

Da staunten die Leute. Der Junge lud sie ein und bewirtete sie reichlich.

„So ein Wunder habe ich noch nie gesehen!“ sagte der Wirt, „ein Tüchlein, das Speisen gibt. Woher hast du es, Junge?“

„Der Wind hat es mir geschenkt.“

„Ein schönes Geschenk!“ sagte die Wirtin.

„Darum wird dich auch der Reichste beneiden.“

Nachdem der Junge gegessen hatte, steckte er das Tüchlein ein und ging schlafen.

In der Nacht sagte die Wirtin zu ihrem Mann:

„Wir wollen dem Jungen das Tüchlein wegnehmen und werden ohne Arbeit reich werden. 'Tüchlein gib Essen!' 'Da!' 'Tüchlein, gib Getränke!' 'Fertig!' Wir werden ohne zu arbeiten reich werden!“

Als der Junge eingeschlafen war, stahl sich die Wirtin zu ihm, nahm ihm das Tüchlein aus dem Gürtel und vertauschte es mit einem anderen.

Am nächsten Morgen brach der Junge auf. Als er an sein Haus kam, rief er schon an der Tür:

„Schau, Mutter, was für ein Tüchlein ich dir bringe! Der Wind hat es mir gegeben, weil er unser Mehl verstreut hat. Du brauchst nicht mehr zu backen und zu kochen!“

„Was für ein Tüchlein, laß mal sehen!“

Der Junge breitete das Tüchlein auf einen Stuhl und sagte:

„Tüchlein, gib Essen!“

Das Tüchlein blieb leer.

„Hörst du Tüchlein? Gib mir zu essen!“

Das Tüchlein blieb wieder leer.

„Wenn du keine Speisen mehr gibst, dann bring ich dich dem Wind zurück!“

Der Junge ging mit dem Tüchlein schnurstracks zum Wind.

„Da hast du dein Tüchlein wieder, Wind, gib mir das Mehl! Das Tüchlein spendet keine Speisen mehr.“

„Warum, Junge?“

„Das weiß ich nicht. Zuerst gab es, nun will es nicht mehr.“

Der Wind dachte sich, was geschehen war und sagte:

„Nimm dieses Hähnchen. Wenn du ihm sagst: ‚Kräh Hähnchen!‘ wird es anfangen zu krähen und Goldstücke werden aus seinem Schnabel fallen.“

Der Junge nahm das Hähnchen. Dankte dem Wind und ging. Am Abend kehrte er im selben Wirtshaus ein.

Als er sich zum Abendessen setzte, sprach er zum Hähnchen:

„Kräh, Hähnchen!“

Das Hähnchen rief: „Kikiriki!“ und aus seinem Schnabel fielen Goldstücke.

Der Junge nahm sie und bestellte sich Essen.

Nachdem er gegessen hatte, ging er schlafen.

In der Nacht vertauschte die Wirtin sein Hähnchen mit einem anderen.

Als der Junge am Morgen aufwachte, nahm er das falsche Hähnchen und machte sich auf den Heimweg. Als er nach Hause kam, rief er schon von weitem:

„Mutter, Mutter, schau was für ein Hähnchen ich mitgebracht habe! Sobald es zu krähen anfängt, fallen ihm Goldstücke aus dem Schnabel. Los, Hähnchen, kräh!“

Das Hähnchen schwieg.

„Kräh, Hähnchen!“

Es schwieg weiter. Der Junge packte es und lief zum Wind.

„Wind, ich will dein Hähnchen nicht! Gib mir das Mehl! Das Hähnchen will keine Goldstücke mehr geben.“

„So?“ sprach der Wind. „Ich weiß, wer dir dein echtes Tüchlein und dein echtes Hähnchen genommen hat. Da hast du einen Stock. Der wird die Sache in Ordnung bringen. Wenn du sagst: 'Schlag zu, Stock!' wird er links und rechts Schläge austeilen.“

Der Junge nahm den Stock, dankte dem Wind und machte sich wieder auf den Weg. Am Abend kehrte er wieder im selben Wirtshaus ein. Der Wirt und die Wirtin sahen den Stock und dachten, daß er ebenso wie das Tüchlein und das Hähnchen Wunder wirken werde, und wollten auch ihn an sich bringen.

Als der Junge eingeschlafen war, gingen sie zu ihm. Die Frau griff nach dem Stock, da wachte der Junge auf und rief:

„Schlag zu, Stock!“

Da teilte der Knüppel tüchtig Hiebe aus, er schlug mal den Wirt, mal die Wirtin.

„Warte, Junge! Sag dem Stock er soll aufhören!“ schrie der Wirt. „Du bekommst dein Tüchlein zurück!“

„Oweh!“ kreischte die Wirtin. „Halt! Ich sterbe! Ich bring dir dein Hähnchen!“

„Knüppel, halt ein!“ sprach der Junge.

Der Knüppel hörte auf.

Die Wirtin lief weinend hinaus und holte das Tüchlein und das Hähnchen.

Der Junge nahm sie an sich und lief eilends zur Mutter.

Schon an der Schwelle rief er:

„Mutter, Mutter, jetzt wirst du das wahre Tüchlein und das wahre Hähnchen sehen!“

Er breitete das Tüchlein aus und sagte:

„Tüchlein, gib uns Honig und Butter!“

Da standen goldene Teller mit Honig und Butter auf ihm.

„Kräh, Hähnchen!“ rief der Junge.

Das Hähnchen begann zu krähen und Goldstücke fielen aus seinem Schnabel.

Mutter und Sohn lebten von nun an glücklich und zufrieden.

Das greuliche Ungeheuer

Es war einmal ein ganz gewöhnlicher Mann, der hieß Kel Hassan. Kel Hassan war berühmt durch seine große Faulheit! Er lud alle Arbeit auf den Rücken anderer ab und lag den ganzen Tag im Schatten des Maulbeerbaumes in seinem Garten, bis ihm die Knochen weh taten vom Liegen. Da nahm er seine ganze Kraft zusammen und rief:

„Och!“

Das bedeutete, daß man ihn auf die andere Seite drehen sollte. Sobald seine Frau ihn stöhnen hörte, kam sie herbei und drehte ihn um.

Wäre nicht seine unglückliche Frau gewesen, so hätte er leiden und nur auf einer Seite liegen müssen. Sie ging in fremde Häuser arbeiten, mühte und plagte sich, brachte ein wenig Bohnen und Mehl zusammen. Zu Hause buk sie daraus knuspriges Brot und kochte ihrem Mann eine Suppe.

„Hassan, komm essen!“ rief sie ihn.

Der sagte nur:

„Och!“

Da nahm seine Frau die Schüssel, ging zum Maulbeerbaum, brach Brocken Brot und schüttete dem Faulpelz die Suppe direkt in den Mund.

So hätte es Kel Hassan bis zum Ende seiner

Tage getrieben, wenn sich Allah nicht der armen Frau erbarmt hätte. Er nahm sie zu sich ins Paradies, dort kochte sie und fegte die goldenen Fußböden der himmlischen Paläste. Hassan blieb mutterseelenallein zurück.

Er lag einen Tag, er lag zwei Tage, da ward er hungrig. Was nun? Er überlegte, was er tun sollte. Er sann und sann und schließlich hatte er sich etwas ausgedacht. Er stand auf, ging ins Dorf und versammelte alle Nichtsnutze und Tagediebe.

„Wollt ihr“, fragte er sie, „leicht auf Kosten anderer leben? Wollt ihr, daß wir es uns alle miteinander gut gehen lassen?“

„Ja, ja!“ riefen alle Nichtsnutze.

„Gut, dann hört mir zu . . . Ihr werdet tun, was ich euch sage.“

Und sie taten wie es ihnen Kel Hassan geboten hatte.

Die Tagediebe zogen durch Dörfer und Weiler, gingen zu den Bauern und Hirten und erzählten wunderliche und tolle Geschichten:

„Herrje, wenn ihr wüßtet, was für ein greuliches Ungeheuer in unserem Dorf lebt!“

„Was für ein greuliches Ungeheuer?“ fragten die vertrauensseligen Schäfer und Rinderhirten.

„Schweigt still, fragt nicht!“ erwiderten die Tagediebe. „Damit es nicht zufällig hört, daß wir von ihm sprechen! Hassan der Starke wird es

genannt, er ist der Herrscher der Blitze. Wenn er brüllt, ballen sich die Wolken zusammen! Sagt er, daß es blitzen und donnern soll, stürzen Blitze vom Himmel. Herrje, er ist ganz furchtbar, wenn Hassan der Starke sich erzürnt! Deshalb darf niemand eine Widerrede gegen ihn wagen. Was er fordert, muß man ihm geben. Will er einen Hammel, gebt den Hammel. Will er Ochsen von euch, so gebt sie ihm auch. Denn wenn er seine Blitze schickt, so wird weder von euren Ochsen, noch etwas von euch übrig bleiben. Er wird alles in Staub und Asche verwandeln.“

„Ei, ei“, schüttelten die treuherzigen Leute den Kopf.

„Gott behüte, daß wir ihn treffen, daß wir ihn sehen!“

Die Tagediebe wanderten weiter und am nächsten Tag kamen die Nichtsnutze.

„Hört Schäfer und Rinderhirten!“ sagten sie erschreckt und atemlos. „Uns schickt der furchtbare Herr und Gebieter der Blitze. Habt ihr von ihm gehört?“

„Wir haben von ihm gehört, freilich haben wir von ihm gehört!“ sagten die gutmütigen Leute furchtsam. „Sagt schnell, weshalb er euch geschickt hat?“

„Er schickt uns, von euch den fettesten Hammel zu holen. Er hat Lust auf fetten Hammelbraten.

Gebt ihn uns, damit er sich nicht erzürnt, denn wenn er euch seine Blitze schickt, werden weder Menschen noch Schafe am Leben bleiben!“

Die verschreckten Hirten und Bauern gaben – der eine einen Hammel, ein anderer ein Kalb, wieder andere Hühner und weißes, frisches Brot.

Die Tagediebe und Nichtsnutze kamen mit reicher Beute zu Kel Hassan zurück. Die einen machten ein Feuer an, andere häuteten den Hammel, wieder andere kochten und brieten. Sie füllten ihre Teller, gaben auch dem Faulpelz unterm Maulbeerbaum und aßen sich voll und satt, denn so lange es etwas für Kel Hassan gab, würde es auch immer etwas für sie geben.

Kel Hassan aß saftiges Fleisch, verschlang das weiße Brot anderer Leute, bis er sich vollgeessen hatte. Dann sagte er „Och!“ und legte seinen Kopf auf ein weiches Kissen.

Die Tagediebe und Nichtsnutze wiederholten unaufhörlich:

„Ruhm dem Herren der Blitze! Dem Stärksten! Dem Allerschrecklichsten! Dem Allerallerunbezwänglichsten!“

Kel Hassan lauschte diesen Lobreden, bis er einschlief. Dann träumte er: er war riesengroß und reichte bis zu den Wolken. Schrie er, so sammelten sie sich wirklich wie schwarze Büffelherden und ihre Blitze schlugen genau dort ein, wohin Kel

Hassan es befohlen hatte. Dörfer und Städte brannten, uralte Bäume stürzten, alles schrie entsetzt:

„Halt ein, Kel Hassan! Hör auf mit dem Geblitz und Gedonner! Was willst du haben? Wir geben dir alles. Gut und Leben – alles! Wir werden deine Sklaven sein, dir Schlösser bauen. Unsere schönsten Töchter in deinen Harem schicken! Halt ein!“

Und Kel Hassan ließ im Traum die Blitze einhalten. Die geknechteten Menschen bauten ihm die prächtigsten Schlösser, schickten ihm ihre schönsten Töchter. Kel Hassan lächelte glückselig und alle Tagediebe und Nichtsnutze flüsterten sich zu:

„Er träumt sicher etwas Schönes.“

Sobald Kel Hassan aufwachte, schmeichelten sie ihm wieder:

„Ach, wie stark ist er! Ach, wie furchtbar ist er!“

Kel Hassan lauschte ihren Lobhudeleien, träumte seine schönen Träume, bis er eines Tages glaubte, sie wären wahr.

„Ich bin wirklich stark“, sagte er sich. „Ich bin wirklich schrecklich! Ich bin wirklich der Herr der Wolken und der Blitze!“

Er erhob sich plötzlich und machte sich auf, um seine Kraft zu erproben. Er ging und ging, bis er einen Schäferjungen traf. Der war klein von Wuchs, aber kräftig und sehnig, mit einem großen

Hirtenstab in der Hand.

„Gib mir sofort deinen fettesten Hammel!“
schrie Kel Hassan ihn an.

„Warum?“ fragte der Junge finster.

„Weil ich Lust auf fetten Hammelbraten habe.“

„Dann kauf dir eine Herde und mäste dir fette Hammel“, erwiderte der Junge lächelnd, „schlachte sie und koch dir daraus, wonach dich gelüftet.“

„Ich will deine Hammel!“

„Aber ich geb sie dir nicht“, sagte der Junge und lächelte belustigt über sein verrücktes Ansinnen.

„Gib mir sofort einen Hammel, sonst. . .“ schrie Kel Hassan erbost.

„Wa-as!“ der Junge packte seinen Knotenstock fest. „Mach, daß du fortkommst, du bekommst meinen Stock zu spüren.“

„Wie?“ sagte Kel Hassan verblüfft. „Du wider setzt dich, willst dich verteidigen, mir deine Hammel nicht freiwillig geben? Hat man je so eine Frechheit gesehen? Weißt du denn nicht, daß ich nur anderer Leute Sachen esse? Siehst du diesen großen Wanst?“ klopfte sich Kel Hassan auf den dicken Bauch. „Glaubst du, der ist so von eigenem Essen geworden? Oder willst du, Unglückseliger, daß mein Bauch kleiner wird?“

’Was für ein verrückter Mensch!’ wunderte sich der Schäferjunge. ’Weil er einen dicken Wanst

hat, soll ich ihm meinen Hammel geben.'

„Gehe deines Weges und laß mich in Frieden meine Schafe weiden!“

„Gib mir sofort den Hammel!“ brüllte Kel Hassan.

„Paß auf, es setzt Hiebe!“ sagte der Schäferjunge und hob den Stock.

„Mit mir willst du dich schlagen? Mit mir?“ Kel Hassan bebte vor Wut. „Weißt du wer ich bin?“

„Ich sehe wer du bist, ein Räuber!“ schnitt ihm der Junge kurz die Rede ab.

„Ich bin der berühmte Herr der Blitze, Hassan der Starke!“

Der Schäferjunge zuckte zusammen, aber nicht vor Furcht, sondern vor Erstaunen: Dieser Dickwanst, dieser klägliche Mensch war Hassan der Starke. Dieser Räuber aß den Leuten das Vieh und Brot weg und ließ sie vor Angst erzittern?

„Du bist also Hassan der Starke?“ flüsterte der Schäferjunge.

„Ja, ich bin Hassan der Starke, der schreckliche Gebieter der ...“

Aber Kel Hassan konnte nicht aussprechen. Der lange Stock des Schäferjungen pfiß durch die Luft, und er schlug blitzschnell zu wohin er traf. Da geschah etwas Furchtbares und Komisches zugleich. Hassan brüllte so laut, daß die Wolken tatsächlich hinter den umliegenden Bergen hervor- kamen, um zu sehen, was sich für eine wunderliche

Sache im Tal zutrug.

„Da hast du für die Hammel!“ prügelte der kleine Junge auf ihn ein. „Das für die Hühner der Leute! Das für unser Brot! Das für unsere Angst! Das für unsere dummen Köpfe!“

Was genau geschehen ist, weiß niemand, man kann es nur vermuten. Man weiß nur, daß der Stock des Jungen schließlich zerbrach, so stark hatte er zugeschlagen.

„Macht nichts“, sagte sich der. „Ich kann mir einen anderen Stock abschneiden, einen stärkeren. Wer weiß, ob nicht eines Tages ein neuer Gebieter der Blitze auftauchen wird, der auf Kosten der Leute leben und sie schrecken will?“

Kel Hassan verschwand. Nur seine Geschichte ist geblieben, Vertrauensseligen und Dummköpfen zur Lehre: Kel Hassan versteht nur die Sprache des Knotenstocks.

Das leuchtende Hemd

Es war einmal ein armer alter Mann, der lebte ganz mutterseelenallein. In seinem Haus gab es kein Lebewesen außer ein paar Flöhen, die ihm keine Ruhe gaben. Der Alte war sehr redselig, aber da er niemanden hatte, mit dem er sich unterhalten konnte, sprach er mit sich selber. Aber er war ebenso fleißig wie redselig. Nur konnte er nicht arbeiten, ohne zu zanken. Er schalt sich selbst aus und dann seine eingebildeten Kinder und Enkel:

„Geschieht dir schon recht, Alter! Wasche, scheure das Hemd. Weshalb hast du nicht zur rechten Zeit geheiratet? Jetzt hättest du eine Frau. Die würde dich flöhen. Keinen einzigen Floh würde sie übrig lassen. Ach, du alter Dummkopf! Schau wie dein Hemd jetzt aussieht. Es ist schmutzig. Zerfetzt. Wenn du eine Frau hättest, hättest du auch Söhne und Töchter. „Auf den Acker!“ würdest du sagen. „Die Sonne ist schon längst aufgegangen. Und du, Mädchen, was treibst du dich noch hier herum! Nimm die Eimer und mach dich auf zur Quelle! Ach ihr Faulpelze. Zu dir spreche ich, Schwiegertochter, hol die Kinder, damit sie mir nicht im Weg sind!“



Der Alte lebte sich so in seine Träume ein, daß er glaubte, Kindergeschrei zu hören.

„Seid artig, Kinder!“ zankte er seine eingebildeten Enkel aus. „Lärmt nicht so, sonst werde ich euch ein paar hinter die Löffel geben!“

Aber da die Kinder weiterkreischten, schlug er mal mit der einen, mal mit der anderen Hand kräftig auf das Hemd im Waschtrog ein: klatsch-platsch, pitsch-patsch, knuff-puff! „Seid ruhig, kleine Ungeheuer! Ich werd euch tüchtig verbleuen! Da! Da! Da!“

Das arme Hemd krümmte sich vor Schmerz im Trog, drehte sich auf den Rücken, drehte sich auf die Brust und stöhnte: „Au weh, au weh!“ Aber der Alte scherte sich nicht drum.

Schließlich hörte er völlig erschöpft auf und setzte sich nieder, um sich auszuruhen. So ging es Tag für Tag, und je mehr der Alte das arme Werghemd schlug, um so weißer wurde es, bis es so hell wie die Sonne leuchtete, sogar noch heller, denn es leuchtete auch bei Nacht. Der Alte brauchte die Petroleumlampe nicht anzuzünden. Das Hemd leuchtete so stark, daß der Alte, obwohl seine Augen schon schwach waren, Kornradesamen von Weizenkörnern unterscheiden konnte. Wohin der Alte auch ging, war es stets hell um ihn. Deshalb fällte er nachts Holz im Walde und sammelte Brennesseln und Kräuter für seine Suppe.

Die Kunde verbreitete sich rasch und kam auch dem König zu Ohren.

„Auch Euer hellstes Licht kann sich mit dem Hemd des Alten nicht vergleichen“, erzählten ihm seine Diener. „Es leuchtet nicht, es strahlt so hell wie die Sonne.“

„Bringt mir sofort dieses Hemd!“ befahl der König.

Seine Diener gingen zum Alten in den Wald. Sie klopfen an die Tür des Häuschens. Niemand meldete sich. Da klopfen sie noch einmal. Wieder meldete sich niemand. Da sagte einer der Diener, der die längsten Ohren hatte und am besten hörte:

„Wartet! Ich höre sprechen, jemand ist beim Alten.“

Er bückte sich und schaute durch eine Ritze in der Tür und sah wie der Alte halbnackt an etwas Weißem nähte und murmelte:

„Geschieht dir recht, Tapergreis, hättest du geheiratet, würdest du deine knöchigen Finger nicht mit dieser Stopfnadel zerstechen. Deine Frau würde deine Sachen flicken und du würdest deine Pfeife rauchen. Aber weshalb deine Frau. Die sieht nicht. Wie würde sie den Hanffaden einfädeln? Soll dir die Tochter das Hemd flicken. Los, Mädchen, was gaffst du? Nimm die Nadel! So, ein Stich nach dem anderen, mal vorn, mal hinten!“

Während er seine eingebildete Tochter ausschalt, hatte der Alte das Hemd geflickt. Er wollte es gerade anziehen, da traten des Königs Diener in

die Hütte.

„Halt! Zieh dieses Hemd nicht an! Der König hat uns geschickt, daß wir es holen.“

„Ihr könnt es haben, warum sollte ich es euch nicht geben. Der König hat so viele Hemden und alle aus Seide. Ich habe ein einziges, und das ist aus Werg. Aber wenn der König ein Auge auf es geworfen hat, mag er es nehmen. Meine Tochter wird mir Stoff für ein neues weben. Da ist der Webstuhl. Da ist auch der Kettenbaum und da sind die Litzen. Alles ist für mein Mädchen da...“

„Nur das Mädchen ist nicht da“, sagte der Diener des Königs mit den längsten Ohren, mit denen er alles hörte, und deshalb wußte er auch alles. Er wußte, daß der Alte weder eine Tochter noch Enkel hatte.

Der Alte entgegnete ihm nichts auf seine Worte.

Die Diener brachten das wunderbare Hemd dem König. Er befahl, es in den großen Saal, wo Bojaren sich versammelten, auf einen sichtbaren Platz zu legen. Da es aber Tag war, konnte man nicht erkennen, ob das Hemd leuchtete oder nicht. Sie warteten, daß es Abend wurde. Der Himmel verdunkelte sich. Draußen war Finsternis und drinnen noch größere Finsternis. Das Hemd des Alten leuchtete nicht, noch weniger strahlte es.

Der erzürnte König entsandte Schnellläufer, die den Alten ins Schloß bringen sollten. Auch

diesmal hörten die Diener des Zaren, als sie zur Hütte kamen, wie drinnen gestritten wurde.

„Marsch hinaus, ihr Bälge! Ihr werdet mir die Fäden zerreißen, die Kette verwirren. Wollt ihr wohl machen, daß ihr fortkommt! Wird's bald! Da! Da! Da!“

„Der Alte ist wohl ganz von Sinnen. Der wird seine Enkel umbringen. Kommt, wir wollen sie retten!“

So sprachen die Diener, denn sie wußten nicht, daß der Alte keine Enkel hatte. Der mit den längsten Ohren, der alles wußte, war nicht dabei.

Die Diener öffneten die Tür und was sahen sie? Der Alte saß am Webstuhl und fuhrwerkte mit dem Webeblatt herum, daß das Schiffchen nur so hin- und herflog.

„Hör auf mit dem Weben, Alter, und komm mit! Der König ruft dich.“

Der Alte hatte keine Lust fortzugehen, er wollte den Stoff rasch fertigmachen. Doch ihm blieb nichts anderes übrig, er ging mit. Als sie ein paar Schritte von der Hütte entfernt waren, wandte er sich um und rief:

„Web den Stoff inzwischen zu Ende, Alte!“

Die Diener des Königs sahen sich verwundert an. Der mit den längsten Ohren war nicht da, um ihnen zu sagen, daß der Alte mit Phantasiegeschöpfen sprach.

Sie führten den Alten ins Schloß. Der König sprang wütend vom Thron auf.

„Wie konntest du es wagen, mich, den König, zu belügen! Du hast mir ein ganz gewöhnliches Werghemd voller Flicken gegeben. Ist das dein leuchtendes Hemd? Sag sofort, wo du das andere versteckt hast, oder ich laß dich in einen dunklen Kerker werfen!“

„Ich hab kein anderes Hemd.“

„Dann zieh dieses an!“ befahl der König, dem der Mann mit den längsten Ohren etwas zugeflüstert hatte.

Da erst bemerkten alle, daß der Alte unter seiner Jacke kein Hemd trug. Sobald er es angezogen hatte, ward es hell im Saal, und es verdunkelte das Tageslicht, das durch die Fenster hereinströmte.

„Dieses nach nichts aussehende Werghemd leuchtet also nur, wenn du es trägst, Alter!“ sagte der König. „Dann wirst du eben bei mir im Schloß bleiben und mir leuchten.“

„Ich habe zu Hause Frau und Enkel. Laßt mich für eine kurze Zeit fort, damit ich Abschied von ihnen nehmen kann“, bat der Alte.

Da der Mann mit den längsten Ohren, der alles wußte, für eine Weile fortgegangen war, konnte niemand dem König sagen, daß der Alte allein in seiner Hütte lebte. Der König erlaubte ihm, sich

von seinen Angehörigen zu verabschieden.

Der Alte verließ das Königsschloß, ging aber nicht nach Hause. Im Wald zerriß er sein leuchtendes Hemd und gab jedem Baum ein Stück.

„Leuchtet den armen Holzfällern!“ sagte er.
„Mein Hemd leuchtet für sie und nicht für Leute in einem Königsschloß.“

Seitdem hat man nie wieder etwas von ihm gesehen und gehört. Sogar der Mann mit den längsten Ohren, der alles wußte, konnte ihn nicht finden und ins Schloß zurückbringen, wie es der König befohlen hatte. Und die mit den Stückchen vom leuchtenden Hemd des Alten geschmückten Bäume erhellen noch immer den nächtlichen Wald.

Der Knochen im Hals

Mutter Petz, der armen Seele, blieb ein Knochen stecken in der Kehle. Sie erhob ein Wehgeschrei:

„Brüder, Schwestern, kommt schnell herbei!“

Gevatter Wolf kam angesetzt: „Sag, wo hast du dich verletzt?“

„Ach, Bruder Wolf, eine schreckliche Sache, ein Knochen steckt in meinem Rachen.“

„Du warst wohl zu gierig, hab keine Angst, ich helf' dir, 's ist nicht schwierig.“

„Gevatter Wolf, liebster, bester, sag was mir hier helfen kann!“

„Trink Wasser!“

„Das hab ich schon getan.“

„Dann warte, Frau Füchsin kennt sich aus in diesen Dingen, ich hole sie, sie wird dir Hilfe bringen.“

„Komm schnell, Frau Füchsin, zu Mutter Petz, sie ist sterbenskrank und schwer verletzt!“

„Es wird schon nicht so schrecklich sein, sie ist furchtsam und fängt gleich an zu schrein.“

„Ein Knochen steckt in ihrem Schlund, vielleicht ist es ernst, und sie wird nicht mehr gesund.“

„Es geht schon vorbei, ich weiß für sie eine Arznei.“



Sie gingen zu Mutter Petz.

„Hab keine Angst Schwester, es geht dir bald besser“, sagte die Füchsin, „nimm dich zusammen. Sag zuerst, wo hast du deinen Honig versteckt? Ich klettere auf den Baum und Gevatter Wolf reicht mir den Topf. Dreimal werde ich lecken, dreimal schlecken. Du wirst den Kopf heben und dreimal schwören: 'Verflucht soll ich sein, wenn ich freß einen Knochen in den langen Fastenwochen!'“

Die Bärin hob den Kopf, schwur dreimal, indessen hat Frau Füchsin ausgeleckt den Honigtopf.

Dann sprach sie: „Mehr kann ich hier nicht machen, der Knochen steckt zu fest im Rachen. Ich rufe den Igel, der wird dich heilen, verlier nicht den Mut, ich werd' mich beeilen.“

Sie holten den Igel, er kam sogleich und sprach:

„Diese Krankheit zu heilen ist nicht leicht.

Sei folgsam und tu ohne Klage alles, was ich dir sage. Drum, Mutter Petz, sei nicht bange, deine Leiden dauern nicht mehr lange!“

„Lieber Igel, habe Dank!“ stöhnte sie, „ich bin wirklich furchtbar krank. Will nie vergessen deine gute Tat, nun, Stacheligel, was ist dein Rat?“

„Steh auf und schließ die Augen, Mutter Petz, und wenn ich kommandiere „Setzen“, dann setz dich plötzlich nieder auf denselben Ort, öffne dein Maul, doch sagen darfst du kein einziges Wort. Der Knochen kommt heraus im Handumdrehen,

ehe du dich auch nur einmal umgesehen!“

Sie schloß die Augen, stand auf auf der Stell;
der Igel sträubte unter ihr sein stachliges Fell.
„Setzen!“ jetzt seine Stimme erschallt. . . von
ihrem Gebrülle erbebte der Wald.

„Ich sterbe!“ schrie sie in höchster Not.

„Sei ruhig, du bist ja noch nicht tot. Der
Knochen blieb im Hals, das ist wahr. Ich hole
jetzt Freund Adebar. Du wirst sehen, der rettet
dich, er versteht sein Handwerk meisterlich.“

Der Storch kam und fragte:

„Was fehlt dir, Mutter Petz?

„Ein Knochen steckt, Bruder, in meinem Schlund,
ich geb dir alles, nur mach mich gesund!“

„Ich will nicht viel, ich steh dir bei, ich will
nur eine Schüssel süßen Brei.“

„Es können auch zehn Schüsseln sein, nur hilf
mir, mich von diesem Knochen zu befreien!“

Er griff zu mit dem Schnabel und ohne viel Mühe
gelang es dem Storch, den Knochen herauszuziehen.

„Und jetzt“, sprach er, „gib mir meinen Lohn,
Mutter Petz!“

Doch die brummte böse:

„Du wagst es, von mir einen Lohn zu verlangen,
bist meinen Zähnen mit Not entgangen und willst
Bezahlung obendrein. Ich rate dir, langbeiniger
Tor, sieh dich in Zukunft vor mir vor!“

Der Storch erwiderte:

„Gleiches wird stets vergolten mit Gleichem,“ schwang sich in die Luft und verschwand hinter den Eichen.

Kaum waren vergangen einige Wochen, da stak im Hals der Bärin wieder ein Knochen.

Laut hallte wider ihr Wehgeschrei:

„Bringt mir schnell den Storch herbei. Ihr werdet sehen, der rettet mich, er versteht sein Handwerk meisterlich.“

Der Storch erschien.

„Wie geht's, Mutter Petz?“

„Schlecht, mein Guter, schlecht! Adebar, du liebster, bester, hilf nochmal deiner armen Schwester! Doch was soll die Zange? Sag was hast du vor?“

„Ich bin nicht mehr der langbeinige Tor. Weiß mich wohl zu hüten, wirst alles mir vergüten!“

„Sag, was wirst du machen?“

„Erst einmal, öffne den Rachen, dann werd ich mir mit der Zange deine scharfen Zähne langen. Den Lohn für deine Befreiung vom Knochen, sag ich dir, wenn sie herausgebrochen.“

„Das kann ich nicht ertragen, in meinem Maul sind nur mehr zwei“, begann die Bärin laut zu klagen.

„Auch die werd ich dir ziehen, wenn du Gutes so vergiltst.“

Honigimme

Honigimme flog von Blüte zu Blüte und sammelte Nektar. Es war warm und schön, der Himmel strahlte blau wie ein blühendes Flachsfield.

„Warum sind keine anderen Bienen da?“ wunderte sie sich, summte aber ihr eintöniges Liedchen weiter und flog über die bunte Flur. Sie achtete nicht auf die beiden wattigen Wölkchen hinter den Bergen, denen dunkle Regenwolken nachfolgten.

Der erste Donnerschlag erschreckte sie und Honigimme machte sich auf den Heimweg. Doch die Bienenstöcke waren weit. Große Regentropfen klatschten herab. Sie faltete ihre nassen Flügel und kroch durch das geneigte Gras.

„Ach“, seufzte sie, „hoffentlich finde ich irgendwo Unterschlupf.“

In der Nähe stand ein verfaulter Baumstamm. Mit letzten Kräften kroch sie zu ihm, betrachtete ihn von allen Seiten und entdeckte ein kleines Loch.

Honigimme war noch jung und kannte die Welt nur wenig. Sie war auf ihrem Blütenweg noch nie einem Hindernis begegnet und dachte, daß es auf der weiten Welt keine bösen Wesen gebe.

Im Loch war es dunkel und stickig. Aus dem Inneren kam ein widerlicher Gestank. Sie schlüpfte

mutig hinein und setzte sich, um auszuruhen. Ihr zarter Leib zitterte vor Kälte.

„Pfui, wie stickig es hier ist!“ jammerte sie.

„Wenn es so stickig ist, warum bist du dann nicht draußen geblieben?“ erschallte aus dem Inneren eine grobe Stimme.

Honigimme erschrak furchtbar. Erst jetzt sah sie im Halbdunkel einen schwarzen Käfer mit langen Fühlern am Kopf.

„Verzeih“, bat Honigimme. „Draußen regnet es, und meine Flügel sind naß geworden. Sobald es aufhört, gehe ich.“

„Und was hattest du draußen zu suchen?“ fragte der Käfer noch gröber und kam herrisch näher.

„Ich hab Honig gesammelt.“

„Honig? Was ist das?“

„Essen.“

„So?“ sagte er leckermäulig. „Zeig mal!“

Die Biene schüttete Honig auf ein trockenes Blatt und zog sich zurück. Der Käfer beraubte ihn, kostete und verschlang alles auf einmal.

„Ich will noch!“

„Mehr hab ich nicht.“

„Hast du nur so viel seit dem Morgen gesammelt?“

„Ja, nur so viel“, antwortete die Biene bescheiden.

„Was für Faulpelze gibt es doch auf der Welt. Konntest du nicht mehr sammeln?“

„Nein.“

„Bist wohl zu bequem, was?“ sagte er zornig.
„Weshalb arbeitest du nicht mehr?“

„Ich war völlig erschöpft, keine einzige Minute habe ich mich ausgeruht“, verteidigte sich Honigimme. „Ich kann gar nicht mehr sammeln. . . Flieg du mal herum, dann wirst du's schon sehen. . .“

„Ich kann nicht fliegen“, unterbrach sie der Käfer, „deshalb wirst du bei mir bleiben.“

„Das geht nicht“, sagte sie, „wir sind ein ganzes Bienenhaus, ich muß auch für die anderen Nahrung bringen. . . Soll ich mich denn im Winter von dem nähren, was andere eingebracht haben?“

„Das interessiert mich nicht!“ antwortete der Käfer. „Ab heute bleibst du bei mir, um für mich Honig zu sammeln.“

„Und du?“ fragte Honigimme verwundert.

„Ich werde aufpassen, daß du nicht wegläufst. . . Schau, es hat aufgehört zu regnen, los, mach dich an die Arbeit!“

Honigimme jammerte:

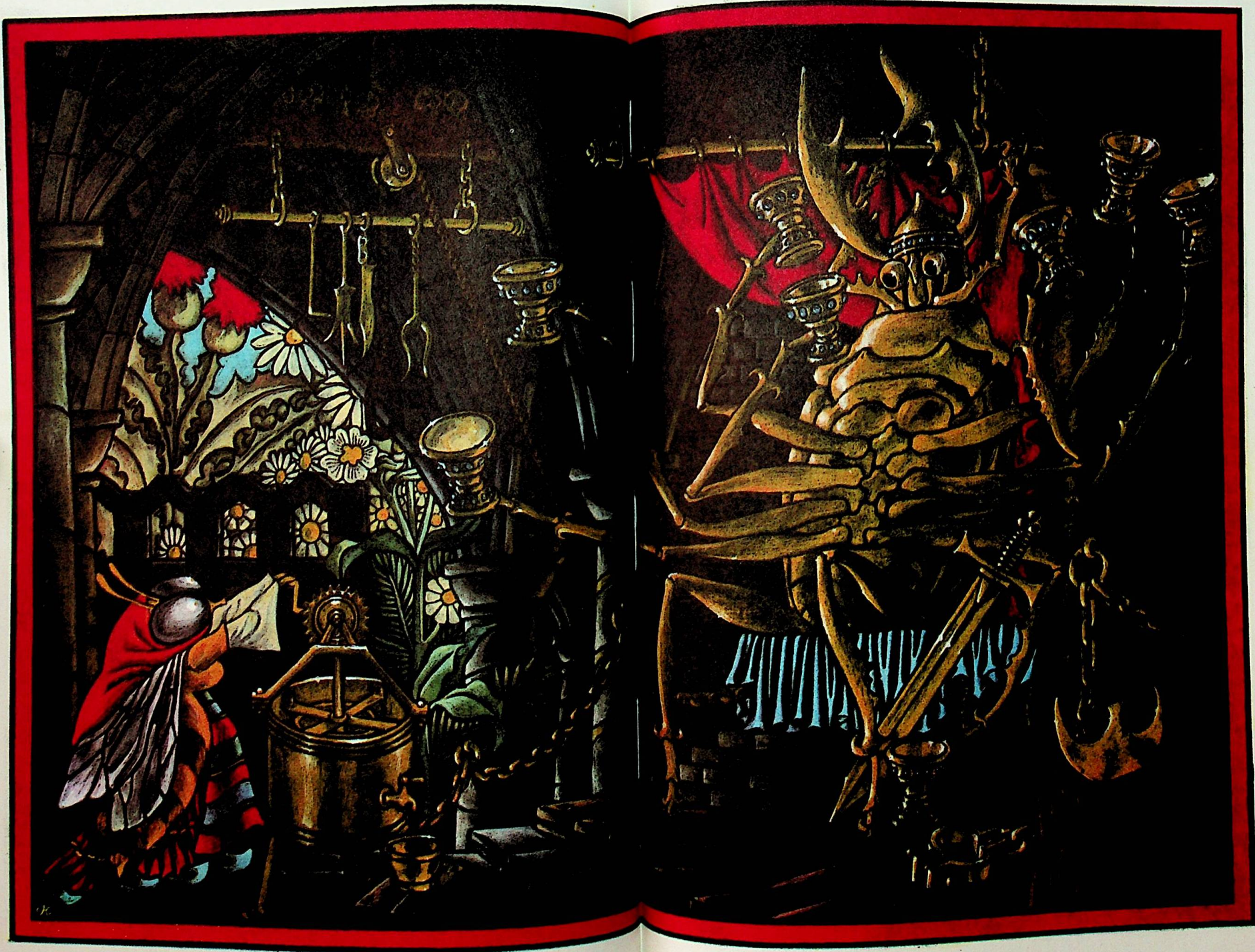
„Laß mich frei, ich bitte dich. Meine Schwestern werden besorgt sein, wenn ich heute Abend nicht nach Hause komme.“

„Los!“ brummte der Käfer.

„Aber meine Flügel sind noch naß.“

„Sammelst du den Honig mit deinen Flügeln?“

„Nein, mit dem Rüssel. Aber ich muß doch von



Blüte zu Blüte fliegen.“

„Dabei werde ich dir helfen“, sprach der Käfer und stieß sie hinaus.

Es regnete nicht mehr, die Wolken hatten sich zerteilt, der Himmel lachte frischgebadet.

Der Käfer setzte Honigimme auf eine Blüte. Sie sog würzigen Nektar ein. Die Sonne schien warm und trocknete ihre Flügel. Sie flog auf eine andere, höhere Blüte. Der Käfer sagte zornig:

„Komm herunter, ich erlaube es dir nicht! Du mußt bei mir bleiben!“

„Scher dich fort, du Tagedieb!“ Honigimme sah ihn verächtlich an und flog zur nächsten Blüte.

Der Käfer knirschte vor Zorn, versuchte seine Flügel zu spannen, doch vergebens. Er hatte vor lauter Trägheit das Fliegen verlernt.

„Ach, wenn ich fliegen könnte!“ stöhnte er ohnmächtig.

„Wenn du fliegen könntest, würdest du die anderen nicht berauben!“ sagte die Biene und flog zu den Bienenstöcken.

Der schlaue Fuchs

Hinter Bergen und Wäldern in einer Au hauste ein Fuchs in seinem Bau. Wie ihn gab's keinen zweiten ringsum im Land, seine Schlauheit und List waren allbekannt. Mit Rat und Tat und Fingerzeig war unser Schlaukopf stets bereit.

Doch wie jeder kluge Geselle, hatte auch er eine schwache Stelle. Groß war nach Beute seine Gier, verschonte weder Vogel noch Tier.

Eines Tages wollt' er 'nen leckeren Happen fangen und war wieder auf die Jagd gegangen. Schlich sich leise ins Dorf und mit viel Geschick schnappt' er sich fünf Hennen fett und dick. Fraß sie samt und sonders, ohne zu fackeln, da kam eine Gänseschar mit Gewackel.

„Welch ein Glück!“ rief der Fuchs, schlau und durchtrieben, „sonst wäre ich beinahe hungrig geblieben!“

Und eh' sich's die armen Gänse versahen, verschwanden sie in seinem Magen.

Dann setzte er sich hin, putzte die Zähne, die weißen, da gab's für ihn wieder was Gutes zum Beißen.

Hundert Enten kamen herbei mit Geschnatter, die hat das Leckermaul alle ergattert. Am Wege lagen

nur noch Federn und Daunen, Bäume und Büsche sahen's mit Staunen.

Nach diesem letzten köstlichen Schmaus, trollte er sich müde und satt nach Haus.

Wie er so sachte heimwärts geschnürt, hat einen süßen Duft in der Nase er verspürt. „Mir scheint, da gibt es noch was zu rauben, ich witterte in der Nähe Trauben“, sprach er, und sah mit großem Vergnügen vor sich einen herrlichen Weingarten liegen. Seine Freude war aber von kurzer Dauer, den Garten umgab eine hohe Mauer.

„Das Hindernis läßt sich leicht überwinden, ich werde schon einen Ausweg finden“, dachte der Fuchs, setzt' an zum Springen, doch wie sehr er sich mühte, es wollt' nicht gelingen. Er hätte bereits auf die Trauben verzichtet, da hat er einen Spalt in der Mauer gesichtet.

Das Glück währt' nicht lange, denn der Fuchs sah bald ein, er konnt' nicht hindurch, der Spalt war zu klein.

„Geschehe was mag!“ sprach der Fuchs böse und sauer, „und dauert's drei Tag', ich bezwinde die Mauer!“

Er krauste die Stirn, hat die Brauen gerunzelt, zermarterte sein Hirn, dann hat er geschmunzelt: „Ich hab's!“ – legte sich ins Gras, begann sich zu flöhnen und ließ hungrig drei Tage und Nächte vergehen.

Er war jetzt ganz mager, dünn wie ein Stecken, zaundürr und hager. Nun gab's für den Fuchs weder Hindernis noch Halt, nahm einen Anlauf und zwängt' sich durch den Spalt.

Dann stieß er aus eine spöttische Drohung:
„Zittert, Trauben, jetzt gibt's keine Schonung!“

Dann hat sich der Fuchs völlig vergessen, sich an den Beeren rund und vollgefressen. Nach diesem letzten herrlichen Mahl, wollte er wieder heimgehn ins Tal.

Doch, welch großes Mißgeschick, sein Bauch war für den Spalt zu dick. „Was soll ich tun? Ich bin gefangen, bin ganz allein in die Falle gegangen!“

Er krauste die Stirn, hat die Brauen gerunzelt, zermarterte sein Hirn, dann hat er geschmunzelt: „Ich hab's!“ – legte sich ins Gras, begann sich zu flöhen und ließ wieder drei Tage und Nächte vergehen. Darauf sah er wieder dünn wie ein Stecken aus und zwängte sich durch den Spalt hinaus.

Und unser Fuchs, listig und schlau, lief eilends nach Hause in seinen Bau.

Und sprach leise die Worte aus:

„O, du herrlicher Weingarten, mit süßen Trauben aller Arten, hungrig bin ich hineingegangen, hungrig kam ich heraus.“

Der dumme Wolf

Ein hungriger Wolf sah einmal auf einer Wiese ein Pferd.

„Ha!“ sagte er sich, „was ich gesucht hab, habe ich gefunden.“

Er ging aufs Pferd zu und sagte:

„Guten Tag, alter Klepper!“

„Alles Gute, Grauwolf!“

„Wem gehörst du?“

„Dem Bauern am Grund.“

„Zum Frühstück ein leckerer Fund!“

„Ach, du dummer Wolf, willst mich mit Haut und Haaren verschlingen?“

„Wie soll ich dich häuten, kenn mich nicht aus mit diesen Dingen.“

„Stell dich hinter mich und zieh an meinem Schwanz, dann häutest du mich ganz!“

Der Wolf tat, wie das Pferd ihm geraten hatte, aber als er es am Schwanz packen wollte, da gab ihm das Pferd einen solchen Tritt auf die Schnauze, daß ihm Hören und Sehen verging.

Gerade noch mit dem Leben davongekommen, machte sich der Wolf aus dem Staube. Am Waldrand weidete ein Hammel.

„Guten Tag, Hammel Krummhorn!“

„Alles Gute, Grauwolf!“

„Wem gehörst du?“

„Dem Popen mit dem schwarzen Hut.“

„Bist ein Happen für mich, saftig und gut.“

„Ach, du dummer Wolf, einen Happen ißt man auf einen Sitz, und ich bin groß, wie willst du mich auf einmal schlucken? Du wirst mich quälen.“

„Wie soll ich's machen?“ fragte der Wolf.

„Wie? Stell dich hier weiter unten hin, sperr deinen Rachen auf und warte! Ich nehme einen großen Anlauf und spring dir direkt in den Bauch!“

Der Wolf war's zufrieden, stemmte seine Beine fest auf den Boden und riß das Maul auf. Da nahm der Hammel Krummhorn einen starken Anlauf, versetzte dem Wolf mit seinen Hörnern einen kräftigen Schlag auf die Schnauze und lief davon.

Dreimal überkugelte sich unser Wolf, dreimal krümmte er sich vor Schmerz zusammen, dreimal griff er sich an den Bauch und fragte sich dreimal:

„Habe ich nun den Hammel verschlungen oder nicht?“ Und dreimal antwortete er sich:

„Ich muß ihn verschlungen haben, mir ist so schwer im Magen, ich kann nicht aufstehen!“

Wie dem auch war, der Wolf stand auf. Plötzlich spürte er einen großen Hunger, daß ihm schwarz vor den Augen wurde.

Als er seine Zähne fletschen wollte, da hatte er keinen einzigen Zahn mehr im Maul.

„Nun“, dachte der Wolf, „von einem Hammel kann ich nicht satt werden; ich will mir noch etwas suchen.“

Er zog den Schwanz ein und trollte sich weiter, und ihm knurrte der Magen vor Hunger.

Als er zum Dorf kam, – was sah er da? – Eine Schweineherde kam ihm entgegen.

„Guten Tag, fette Schweine!“

„Gehab dich wohl, Wolfssohn!“

„Wem gehört ihr?“

„Dem Popen!“

„Da hab ich's gut für mein Mittagmahl getroffen!“

„Getroffen, getroffen, Wolf“, antworteten die Schweine, „aber ehe du uns auffrißt, pack eines von uns am Ohr, damit es dir auf dem Dudelsack vorspielt. Das ist unser Handwerk von altersher. Wir wollen dir vortanzen und du wirst deinen Spaß daran haben.“

Der Wolf tat, wie ihm die Schweine geraten, und packte eines am Ohr, das fing zu quieken an, schrill wie ein Dudelsack, so daß alle Leute aus dem Dorf zusammenliefen, um zu sehen, was los war. Als der Wolf sah, daß die Leute, alle mit Knüppeln bewaffnet, herbeirannten, begriff er, daß es ihm an den Kragen gehen sollte, ließ das Schwein los und gab Fersengeld.



Der Wolf trabte beschämt und hungrig in den Wald.

Auf dem Weg kam ihm der Dorfschneider mit der Elle in der Hand entgegen. Er schwang sie im Gehen und von Zeit zu Zeit schnupfte er Tabak.

„Guten Tag, Dörfler!“ sagte der Wolf.

„Guten Tag, Wäldler!“ antwortete der Schneider.

„Ich werde dich fressen!“

„Gut, aber laß mich zuerst nachmessen, ob ich in deinem Bauch Platz habe“, sprach der Schneider.

„Miß nach, wenn du mußt“, sagte der Wolf, „aber beeil dich, ich habe großen Hunger.“

Der Schneider packte den Wolf am Schwanz und legte ihm Maß an. . . Er prügelte ihn und rief:

„Eine Elle da, eine Elle hier! Eine Elle da, eine Elle hier!“

Er schlug und schlug, der Wolf sprang, und er sprang, bis ihm der Schwanz abriß – dann entflohr er.

Im dichten Wald versammelte der Wolf seine Gefährten und beklagte sich bei ihnen. Sie überlegten hin und her, schließlich beschlossen sie, den Schneider zu fangen und ihn aufzufressen. Sie machten sich auf die Suche.

Als der Schneider bemerkte, was sie im Sinne hatten, kletterte er auf einen hohen Baum und versteckte sich dort. Die Wölfe spürten ihn auf und machten unter dem Baum halt. Sie beratschlagten, was zu tun sei. Der dumme Wolf sollte sich

auf die Erde legen und die anderen würden sich einer auf den anderen stellen, bis sie den Schneider erreichen konnten. Gesagt – getan! Sie stellten sich einer auf den anderen und hatten den Schneider fast erreicht.

„Sie werden mich auffressen, dann will ich wenigstens noch einmal schnupfen“, dachte der Schneider und öffnete die Dose, nahm mit zwei Fingern mehr als die doppelte Prise Schnupftabak und begann laut zu niesen: „Haptschi, Hap-tschi!“

Der dumme Wolf, der zu unterst lag, dachte, daß der Schneider rufe: „Eine Elle da, eine Elle hier, eine Elle da, eine Elle hier!“ Er erschrak, sprang auf und rannte fort. Die anderen Wölfe purzelten übereinander. Sie verfolgten ihn und als sie ihn eingeholt hatten, gerbten sie ihm tüchtig das Fell.

Die Geschichte eines Apfels

Diese Geschichte hat sich in jenen finsternen Zeiten zugetragen, als rotbackige Äpfel nur auf die Tafel der Herren kamen und selten auf dem Tisch der Armen zu finden waren.

Der kleine Apfel kam an einem hellen Frühlingstag zur Welt. Bienen summten am Rain, als die Sonne die Knospe am obersten Zweig des Baumes beschien. Ihr wurde warm und sie öffnete sich.

„Wie schön ist die Welt!“ hauchte die rosige Blüte und betrachtete entzückt die grünen Wiesen, die buschigen Fluren und das sanfte Blau des Himmels.

Ein leiser Wind wehte und wiegte das Zweiglein. Die Blüte neigte sich. Eine Biene sah sie, kam herbeigeflogen, setzte sich auf sie und steckte ihr Köpfchen tief in ihren Kelch, um Blütenstaub zu sammeln. Die Apfelblüte verging schier vor Angst. Die Biene streifte den goldenen Pollen auf ihren Rücken, breitete die durchsichtigen Flügel aus und flog weiter.

„Was hat das geflügelte Wesen mir getan, Mutter?“ fragte die Blüte.

Der alte Apfelbaum antwortete:

„Fürchte dich nicht, Kind, das war eine Biene,

die Honig für die Menschen sammelt.“

„Welche Menschen?“

„Für die, die dort unten in der alten Stadt leben.“

Eine Woche verging. Die rosigen Blütenblätter fielen ab, ein kleiner grüner Fruchtknoten zeigte sich, der rasch wuchs, getränkt vom Tau und genährt vom Saft, den der alte Apfelbaum aus dem Schoß der Erde sog. Er wurde größer. Als die Felder gelb wurden und die Kornähren sich neigten, überzog eine zarte Röte die Schale des obersten Apfels. Er badete im warmen Atem der Sonne und lauschte dem Lied der Lerchen. Irgendwo im Tal versteckt, schloß tagsüber der Wind und nachts rüttelte er an den Zweigen, daß alle Blätter rauschten.

„Wer streift durch die Felder?“ fragte der Apfel eines Nachts.

„Ich!“ antwortete die Stimme eines Unsichtbaren.

„Wer bist du?“

„Der Wind.“

„Verweile ein wenig und erzähl mir von der Stadt dort unten, wo allabendlich Tausende Glühwürmchen leuchten.“

„Das sind keine Glühwürmchen, sondern elektrische Lampen.“

„O, werde ich diese Stadt jemals sehen?“ flüsterte der Apfel.

„Warum willst du sie sehen? Sie ist alt, die Mauern der Häuser sind geborsten, sie atmen

Armut und Traurigkeit. Die Straßen sind krumm und schmutzig. Am Rande der Stadt fließt ein trüber Fluß. Als ich heute Abend durch das Fenster eines alten Häuschens schaute, sah ich ein krankes Mädchen. Es lag im Bett, seine Stirn war fieberheiß. Neben dem Bett stand ein Tisch mit einer brennenden Unschlittkerze. Am Tisch saß seine Mutter, eine grauhaarige gebeugte Frau mit verhärmttem Gesicht, und strickte an einem Strumpf. Das Kind klagte:

'Mutter, mir ist so heiß! Mein Mund ist ganz ausgetrocknet. Ich möchte etwas Erfrischendes!'

'Hab Geduld, Kind', erwiderte die Mutter. 'Ich werde noch heute Nacht ein Paar Strümpfe fertigstricken und sie morgen auf dem Markt verkaufen. Von dem Geld kaufe ich dir Sommeräpfel. Du weißt nicht wie süß sie schmecken!'

Mir tat das kranke Mädchen leid und ich bewegte meine Schwingen, um seine Stirn zu kühlen. Da flackerte die Flamme der Kerze und erlosch. Das Kind bat:

'Mutter, zünde das Licht wieder an! Es ist so furchtbar dunkel.'

'Die Streichholzschachtel ist leer, Kind! Wir haben keine Zündhölzer mehr.'

'Warum?'

'Weil ich kein Geld habe, um welche zu kaufen.'

„Das Herz krampfte sich mir zusammen“, erzählte

der Wind weiter, „ich fuhr aus dem Zimmer hinaus und verließ die Stadt mit den vielen armen Leuten und dem vielen Leid.“

Der Wind verstummte. Der oberste reife Apfel senkte den Kopf. Er war traurig und schlief erst im Morgengrauen ein. Als er aufwachte, war sein Gesicht ganz naß.

„Wiege mich, Bruder Wind!“ bat er, „blas, damit mein rotes Gewand trocken wird!“

Der Wind wiegte ihn.

„Stärker!“ rief der Apfel.

Der Wind rüttelte mit aller Kraft am Zweiglein und der Apfel fiel auf die Straße. Er kullerte in den Wagenspuren bergab und rief:

„Leb wohl, Mutter! Ade, goldgelbes Ährenfeld! Ich gehe nun fort!“

„Gute Reise, Kind!“ sagte der alte Apfelbaum und die Ähren verneigten sich.

„Rolle mich weiter, Wind!“

„Wohin?“

„Hinunter, zur Stadt!“

Der Wind blies den rotbackigen Apfel die Straße hinunter. Sie war abschüssig und der Apfel war nach einer Stunde in der Stadt angelangt. Er kullerte durch ein offenes Tor in einen Hof voller Schweine. Die Schweine grunzten, als sie ihn sahen, stürzten sich auf ihn, balgten sich um ihn, stießen ihn mit ihren Rüssel herum, und er rollte



wieder zum Tor hinaus. Dort packte ihn der Wind und blies ihn zum Bach. Der Apfel fiel ins Wasser und schrie:

„Hilfe! Ich ertrinke!“

Aber er ertrank nicht, sondern schwamm den Bach hinab zwischen komischen grauen Enten, die mit dem Kopf im Wasser und wie Schaufeln erhobenen Füßen fischten. Ein Fischer warf sein Netz aus und zog zusammen mit einem Dutzend Fischlein auch den Apfel an Land. Die Fische tat er in einen Eimer und den Apfel warf er in den Sand. Als der Apfel trocken war, schimmerte seine Schale leuchtend rot. Am Nachmittag kam eine hagere Frau mit einem schäbigen schwarzen Tuch auf dem Kopf an den Bach, um zu waschen. Als sie sich bückte, um die Wäsche ins Wasser zu tauchen, erblickte sie den Apfel und ihre Augen leuchteten auf.

„Welch ein Glück!“ sagte die Ärmste und steckte den Apfel ein. Als sie nach Hause kam, rief sie ihrer kranken Tochter schon von weitem zu:

„Rate mal, was ich dir mitgebracht habe!“

„Eine Muschel!“

„Nein, einen roten Apfel habe ich dir gebracht!“

Das Kind nahm den Apfel in seine blasse Hand und küßte ihn mit seinen fieberheißen Lippen. Der Apfel sah die Unschlittkerze auf dem Tisch, die leere Streichholzschachtel und erkannte, daß er in dem Haus war, von dem ihm der Wind erzählt

hatte. Er sah die aufgesprungenen Lippen des Kindes und wollte ihm von Herzen gern Erfrischung spenden. Lange freute sich das kranke Mädchen an der saftigen Frucht und erst gegen Abend, als die Straßenhitze ins Zimmer strömte, biß es durstig in den Apfel, labte sich an seinem Saft, und er erschien ihr sehr süß.

Schließlich waren nur vier braune Kerne zurückgeblieben. Das Mädchen warf sie durchs Fenster hinaus in den Garten.

Im nächsten Frühjahr sproß im Garten des ärmlichen Häuschens ein zartes Apfelreis. Es wuchs schnell, den junge Hände begossen es sorglich jeden Abend.

Das Märchen vom Glühwürmchen

Großvater Milko spannte das nasse Netz zum trocknen aus und setzte sich vor seine Hütte. Der warme Sommerabend senkte sich auf das Meer. Radultscho setzte sich neben den Großvater ins Gras, die bloßen Füße am Feuer wärmend, zeigte ihm seine geschlossene Faust und sagte:

„Rate mal, Großvater, was ich in der Hand habe?“

„Eine kleine Schnecke?“

„Ein Glühwürmchen, Großvater!“

„Zeig her, leuchtet sein goldenes Laternchen?“

lachte der Alte und öffnete die festgeschlossene Faust des Jungen. „Siehst du, wie seine Laterne leuchtet? Es läuft im Gras herum und sucht das Wiesel, das ihm seine Korallenkette gestohlen hat.“

„Woher weißt du das, Großvater?“

„Von meinem Großvater, der hat mir diese Geschichte erzählt.“

„Großvater, ist das kein Scherz, trägt das Glühwürmchen wirklich deshalb eine Laterne?“

„Ja, Junge. Früher war es ein kleines Waisenmädchen, das bei fremden Leuten lebte. Eines Tages schickte man es mit Brot und Speise zu den Schnittern aufs Feld. Das Mädchen pflückte unter-

wegs Blumen und trällerte ein Liedchen. Aus einem Graben am Wegrand hüpfte plötzlich ein weißes Kaninchen hervor, machte Männchen und bat das Mädchen:

„Gib mir ein wenig von den Speisen. Brock mir ein Stückchen Brot ab!“

Das Mädchen gab ihm vom Essen ab und brach ein Stück frisches Weizenbrot. Das Kaninchen dankte ihm und hoppelte davon.

Nach einer Weile traf das Mädchen einen stacheligen Igel.

„Hast du ein bißchen Suppe für mich?“

„Gib mir deinen Napf, damit ich dir etwas Suppe hineinschütte!“ sagte das Mädchen.

Der Stacheligel schwenkte dankend seine Mütze und führte einen Freudentanz auf. Er aß auch von dem knusprigen Brot und setzte sich dann an eine Quelle, um zu rasten.

Das Mädchen hatte schon das kleine Tal durchquert und stieg den sonnigen Hügel hinauf, da zupfte ihn das Wiesel an seinem bunten Röckchen:

„Wohin so eilig, kleines Mädchen?“

„Auf den Acker, ich bringe den Schnittern ihr Mittagbrot.“

„Schütt mir ein wenig vom Essen in dieses Schüsselchen!“

Das Mädchen tat ein wenig von den Speisen in das bunte Schüsselchen und machte sich wieder auf

den Weg.

„Du hast vergessen mir ein Stückchen Brot dazu zu geben!“

Als sich das Mädchen bückte, um das Brot aus dem Beutel zu nehmen, sprang das schlaue Wiesel an ihm hoch und riß ihm die Korallenkette vom Hals.

Das Mädchen weinte bitterlich um seine schöne Kette und lief dem Wiesel nach, das war jedoch in sein Loch geschlüpft und zeigte sich nicht mehr. Das Mädchen klagte dem lustigen Grashüpfer ihr Leid und der half ihm, das diebische Wiesel zu suchen. Sie suchten es den ganzen Tag, konnten es jedoch nicht finden. Gegen Abend ließ sich der Grashüpfer auf einer Blume nieder und schlief alsbald ein. Das Mädchen aber weinte noch immer. Schließlich setzte es sich auf einen umgestürzten Baumstamm im Wald.

„Weshalb kann ich mich nicht in ein Glühwürmchen verwandeln und mit meinem goldenen Laternchen nach meiner Halskette suchen? Kann mir denn niemand helfen?“ jammerte es laut und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab.

Das hörte Großvater Pilzling, der gerade durch den Wald kam. Der war ein großer Zauberer. Er strich dem Mädchen sanft über das Gesicht, und es ward im Nu ein Glühwürmchen.

Das Glühwürmchen wandert auch heute noch mit

seiner Laterne umher und sucht seine Halskette und fragt jeden, den es trifft, ob er nicht das räuberische Wiesel gesehen hat.“

„Großvater, noch ein Glühwürmchen“, rief Radultscho und lief davon, um es mit seiner Mütze zu bedecken und zu fangen.

Großvater Milko erhob sich, erkannte, daß bald ein Sturm aufziehen würde, nahm den Topf mit Fischsuppe vom Feuer und ging mit Radultscho in die Hütte.

Der alte Storch

Die Ernte war schon lange vorüber. Öde und leer lagen die Äcker da. Eines Nachts fiel Regen, eintönig und leise. Am Morgen klärte sich der Himmel auf, aber Kühle kroch über die Erde. Silberne Spinnfäden spannten sich zwischen den Büschen. Der Herbst war gekommen.

Der alte Storch schüttelte seine Flügel, betrachtete den Himmel und bachte: „Es ist Zeit!“

Dann rief er ein paar junge Störche zusammen und sagte ihnen, den Befehl zum Aufbruch zu verkünden.

Eines morgens blickte der Schäfer vom Hügel herab ins Tal und sah voller Staunen, daß die Wiese neben dem Dorf ganz weiß war. Hunderte Störche hatten sich dort versammelt. Der Schäfer hörte auf, auf seiner Flöte zu spielen, sah hinüber und lauschte.

Der alte Storch hub zu sprechen an:

„Es ist Zeit, Kinder“, sagte er, „nach dem Süden zu fliegen. Die Tage sind kürzer, die Nächte kühl geworden, bald wird Reif fallen. Ihr müßt euch heute auf die Reise machen. Ich habe euch zusammengerufen, damit ihr euch einen Anführer wählt und um Abschied von euch zu nehmen.“

Die Störche gerieten in Bewegung. Man hörte

verwunderte Ausrufe:

„Was für einen Anführer. Wir haben doch dich. Du hast uns bisher geführt und sollst es auch weiterhin tun. Wir wollen keinen anderen!“

Der alte Storch entgegnete freundlich:

„Nein, ich werde euch nicht mehr anführen und mit euch fliegen. Ich bleibe hier.“

„Wieso, warum?“ riefen die Störche.

„Ich bin zu alt, Kinder, und kann nicht mitfliegen.“

„Wir werden dich tragen, wir lassen dich nicht zurück!“ sagten die Jüngsten. „Du warst so viele Jahre unser Führer, wir nehmen dich mit. Wir lassen dich nicht allein zurück!“

„Nein, nein, meine Lieben“, lächelte der alte Storch. „Ihr könnt mich nicht mitnehmen. Ihr müßt über Berge und Meere fliegen und werdet selbst große Mühe haben. Ihr könnt mich nicht tragen, und ich will es auch nicht. Ich will nicht in der Fremde sterben. Ich bleibe.“

Da waren die jungen Störche sehr traurig. Wie sollten sie ihn in Regen und Kälte allein lassen. Aber er lächelte wieder und sprach weiter:

„Ihr braucht nicht bekümmert sein, so ist es mir lieber. Wird es für mich denn leichter sein, in warmen, aber fremden Ländern oder in den kalten Meereswellen den Tod zu finden? Ich will hier bleiben und sterben. Es gibt kein schöneres Land als das, in dem ich zuerst das Licht der Sonne

erblickt habe, kein schöneres Nest, als das auf dem ärmlichen Schornstein, in dem meine Jungen zur Welt kamen. Hier kenne ich jedes Tal, jeden Teich, jede Hütte. Ich verstehe die Sprache der Menschen und habe sie liebgewonnen – und auch sie mögen mich. Weshalb sollte ich anderswo hingehen. . . Warum bin ich jeden Frühling zurückgekommen? Warum werdet auch ihr immer wieder zurückkehren, wenn der warme Wind weht und die Wiesen grün werden? Ihr werdet viele Länder und Fluren, Flüsse, Berge und Meere sehen und ihr werdet erkennen, daß der Regenbogen nirgendwo so schön ist wie hier, daß das Lied der Grillen, wenn sich abends die blaue Dämmerung herabsenkt, nirgends so froh ist, daß der Rauch, der sich aus den Schornsteinen kräuselt, nirgendwo so warm ist wie dort, wo man seine Jungen behütet hat. Fliegt gen Süden und gute Reise!“

Die Störche senkten die Köpfe und nahmen schweigend Abschied. Der Schwarm schwang sich langsam in die Luft, verhielt einen Augenblick am Himmel, ordnete sich zu einem großen Dreieck und verschwand am Horizont. Nur ein weißer Fleck blieb auf der verlassenen Wiese. Einen Augenblick später bewegte er sich, hob sich in die Luft und ließ sich dann auf dem Dach eines Bauernhauses nieder. Der alte Storch ging in das Nest, in dem er zur Welt gekommen war, um dort seine letzten Tage zu verbringen.

Die Ratschläge des Vögleins

Einmal fing ein Mann einen Vogel und wollte ihn aufessen. Da öffnete das Vöglein seinen Schnabel und sagte:

„Guter Man, warum willst du mich aufessen? Was wirst du davon haben? Ich bin für dich nur ein kleiner Happen.“

„Das stimmt“, antwortete der Mann, „aber warum soll ich dich verschonen, da du mir schon mal in die Hände geraten bist?“

„Weil ich dir drei gute Ratschläge geben will, die sollst du dein Leben lang beherzigen.“

„Gut, gib mir die Ratschläge, und ich lasse dich frei.“

Da sagte das Vöglein:

„Um Vergangenes traure nicht, nach Unmöglichem strebe nicht, was du nicht begreifst, das glaube nicht!“

Der Mann gab dem Vöglein die Freiheit wieder, es schwirrte davon, ließ sich selbstzufrieden auf einer Pappel nieder, plusterte sich auf und sprach spöttisch zum Mann:

„O, du törichter Mensch, warum hast du mich freigelassen? Hättest du gewußt, daß ich einen kostbaren Edelstein in meinem Magen habe, der nicht um ein Königreich zu kaufen ist, hättest du mir nie die Freiheit wiedergegeben...“

Da ärgerte sich der Mann und bereute, daß er so vorschnell gehandelt hatte, und wußte nicht, was er tun sollte. Er blickte um sich, nahm einen Stein und warf ihn nach dem Vöglein, traf es jedoch nicht.

„O, was soll ich jetzt tun?“ jammerte er.

Das Vöglein sprach zu dem Toren:

„O, du dummer Narr, habe ich dir nicht gesagt, du sollst meine Ratschläge dein Leben lang beherzigen, du aber hast sie sofort vergessen und dich von mir überlisten lassen. Ich riet dir, daß du nicht um Vergangenes trauern sollst. Du konntest mich, nachdem ich dir entkommen war, nicht mehr einfangen. Das nennt man Vergangenes. Weshalb ärgerst du dich jetzt? Daß du nicht nach Unmöglichem streben sollst. Merkst du nicht, daß du mich hier oben nicht erreichen kannst? Während du hin und her überlegst, wie du mich töten könntest, werde ich fortfliegen – das heißt das Unmögliche. Dann sagte ich dir, nicht vorschnell zu glauben, was du nicht begreifst. Wie konntest du glauben, daß in meinem Magen ein kostbarer Edelstein ist, den man nicht einmal um ein Königreich haben kann. O, du unvernünftiger Tor, wie konntest du mir glauben und meine Worte für bare Münze nehmen?“

Als das Vöglein diese Worte gesprochen hatte, schwang es sich empor und flog auf Nimmerwiedersehen davon, während ihm der Mann traurig nachsah.

Die Nachtigall

Eine Nachtigall saß singend auf einem Baum. Sie war in der ganzen Welt herumgekommen und hatte viel gesehen und erfahren.

Unterm Baum lag ein Igel. Er hatte sich satt-gefressen und lauschte genußvoll dem Lied der Nachtigall, denn es schläfernte ihn ein.

Die Nachtigall besang die Sonne, den hohen Himmel, die silbernen Wolken, lobpreiste das unendliche Meer, die klaren Bäche und die stillen verträumten Seen. Sie rühmte die duftenden Lilien, Rosen und Nelken, die Zedern, Fichten und Eichen, in denen es von Leben wimmelte, die Paradiesvögel, buntgefiederten Fasane und schillernden Papageien.

Die Sonne ging unter.

Es wurde dunkel.

Der Igel war schon längst eingeschlafen, und der kleine Vogel auf dem Wipfel sang noch immer.

Er besang jetzt die Sterne, wo andere Nachtigallen lebten und ihre Lieder erschallen ließen.

Die kleine irdische Nachtigall meinte, daß die Sternennachtigallen wohl schöner sangen als sie, aber ihre Flügel waren zu schwach, um sich zu ihnen emporzuschwingen und von ihnen zu lernen.

Der Igel war inzwischen aufgewacht, zum Bach

gewandert, hatte dort Wasser getrunken und sich wieder zurückgetrollt.

Die Nachtigall sang noch immer.

Der Igel machte sich auf die Suche nach Nahrung, fraß sich satt und kehrte wieder unter den Baum zurück.

Die Nachtigall sang weiter.

Sie stimmte einen Lobgesang an die Sonne an, der war noch schöner als der vom vorigen Tag.

Der Igel ward es überdrüssig, zuzuhören. Er schrie:

„Schweig endlich, grauer Vogel! Du hast genug von der Sonne, den Sternen und den Sternennachtigallen gesungen! Siehst du denn nicht wie unscheinbar und klein du bist, kleiner als meine Schnauze. Wer bist du schon, daß du ohne Unterlaß singst! Wenn ich dir deine Federn ausreiße, so reichen sie nicht einmal, um einen meiner Füße zuzudecken!“

Da unterbrach die Nachtigall ihren Gesang und sprach:

„Aufgeblasener Igel, du bist sehr reich, weil du auf deinem Rücken Tausende Nadeln hast. Du bist auch ein großer Meister, denn du kannst sogar Schlangen häuten und verstehst es, ihre Haut auf Dornensträuchern zu trocknen. Aber obwohl du Tausende Nadeln hast, bist du nichts gegenüber dem armen Schneider, der mit einer einzigen Nadel seine ganze Familie ernährt.“

Die flinken Mücken

Es waren einmal hundert Mücken, die wollten zusammen zum Markt ausrücken, um feine Nadeln zu kaufen, für die Rüssel des ganzen Haufens.

Stiegen in Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren in Stiefel aus roten Peperoni, zogen an Jacken aus grünem Kraut, stülpten Katzenfellmützen auf ihr Haupt. So waren sie fein ausgestattet, wie's sich für eine Schar Helden gebührt.

Wie sie so marschierten ohne Hast, lud ein Pflaumenbaum ein zur Rast, sie stiegen aus den Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren aus den Stiefeln aus roten Peperoni, schlüpften aus den Jacken aus grünem Kraut, nahmen die Katzenfellmützen von ihrem Haupt, legten sich hin auf der Stell' auf hundert Matratzen aus Bärenfell.

Nachdem sie sich gut ausgeruht, waren sie wieder hochgemut, stiegen in die Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren in die Stiefel aus roten Peperoni, zogen an Jacken aus grünem Kraut, stülpten Katzenfellmützen auf ihr Haupt.

Wie sie so marschierten ohne Hast, lud ein zweiter Pflaumenbaum ein zur Rast, sie stiegen aus den Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren aus den Stiefeln aus roten Peperoni, schlüpften aus den



Jacken aus grünem Kraut, nahmen die Katzenfellmützen von ihrem Haupt, legten sich hin auf der Stell' auf hundert Matratzen aus Bärenfell.

Nachdem sie sich gut ausgeruht, waren sie wieder hochgemut, stiegen in die Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren in die Stiefel aus roten Peperoni, zogen an Jacken aus grünem Kraut, stülpten die Katzenfellmützen auf ihr Haupt. Nun waren sie wieder ausstaffiert, wie's sich für eine Schar Helden gebührt.

Wie sie so marschierten ohne Hast, lud ein dritter Pflaumenbaum ein zur Rast, sie stiegen aus den Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren aus den Stiefeln aus roten Peperoni, schlüpften aus den Jacken aus grünem Kraut, nahmen die Katzenfellmützen von ihrem Haupt, legten sich hin auf der Stell' auf hundert Matratzen aus Bärenfell.

Nachdem sie sich gut ausgeruht, waren sie wieder hochgemut, stiegen in die Hosen aus weißen Makkaroni, fuhren in die Stiefel aus roten Peperoni, zogen an Jacken aus grünem Kraut, stülpten Katzenfellmützen auf ihr Haupt. Nun waren sie wieder ausstaffiert, wie's sich für eine Schar Helden gebührt.

Weil der Weg gesäumt war mit Pflaumenbäumen, die einluden zum Rasten und Träumen, hat bisher niemand vernommen, daß die hundert Mücken je in die Stadt gekommen.

Das hoffärtige Tannenbäumchen

Als das kleine Tannenbäumchen aus dem lockeren Boden sein Köpfchen herausstreckte, sah es den hellen klaren Himmel und reckte froh seine zarten Zweiglein.

„Ach, wie schön!“ sagte es.

Doch plötzlich erschrak es. In der Nähe erklang ein dumpfes Rauschen. Es öffnete seine grünen Augen weit und fragte ängstlich:

„O, was ist das?“

„Das ist der Wald“, antwortete ihm ein schlanker Baum.

„Und was bist du?“

„Ich bin eine Buche. Hier ist ein uralter Buchenwald. Weiter oben stehen Erlen, Fichten und Tannen wie du.“

„Ich bin also eine Tanne?“ fragte das Bäumchen verwundert.

„Ja.“

„Weshalb bin ich nicht bei den anderen Tannen?“

„Dich hat es zufällig hierher verschlagen. Tannen wachsen in höheren Gegenden.“

„Das sind stolze Bäume“, meldete sich eine junge weißborkige Birke.

„Dann kann ich auch stolz sein“, sagte sich das

Tannenbäumchen hoffärtig.

Die Tage waren warm, hell und windstill.

Der Wald lauschte still verträumt dem süßen Vogelgesang. Spechte klopften an den rissigen Baumrinden wie erfahrene Zimmerleute, Kuckucksweibchen flogen mit sanftem Flügelschlag vorbei und suchten sich unbemerkt ein fremdes Nest. Eichhörnchen sprangen fröhlich von Wipfel zu Wipfel.

Ameisen, Käfer und Raupen krochen herum. Nachts verbarg sich jeder in seinem Schlupfwinkel und legte sich zur Ruhe. Ein leichter Wind kam auf und der Wald stimmte ein vielstimmiges Schlummerlied an.

Das Tannenbäumchen wuchs heran. Doch es stand allein und abseits, lauschte weder dem Vogelgesang, noch dem Waldesrauschen.

„Ich bin ein stolzer Baum“, sagte es sich und blickte verächtlich auf die dickborkigen Buchen. Es wollte nicht dulden, daß die anderen Bäume höher in den Himmel ragten und ferne, unbekannte Horizonte schauen konnten. Es reckte und streckte sich und wurde immer größer.

„Es ist gefährlich, so in die Höhe zu schießen“, warnte es eine alte Buche.

„Das geht dich nichts an!“ erwiderte das Tannenbäumchen schroff.

„Ich bin alt, höre auf mich“, sagte die Buche, ohne sich zu kränken. „Überdies wächst du abseits des Waldes und wenn sich ein Sturm erhebt, kann

dich niemand schützen.“

„Ich brauche euren Schutz nicht“, sagte das Tannenbäumchen und reckte sich noch höher.

Die alte Buche schüttelte ihre knorrigen Zweige, sah das Bäumchen mitleidig an und sprach:
„Wir werden sehen...“

Es vergingen zwei Tage und Nächte. Das Tannenbäumchen wuchs und wuchs, es wollte die uralten Buchen und Birken, die breitästigen Eichen überragen. „Wir Tannen werden groß“, wiederholte es ständig und beeilte sich mit dem Wachsen, um die anderen Bäume zu übertreffen.

„Es ist dünn und schwach und wird einen Sturm nicht aushalten“, sprach die alte Buche und schüttelte bekümmert ihre Äste. Doch wagte sie dem Tannenbäumchen nichts mehr zu sagen, denn es war sehr stolz.

Zuweilen, wenn sich am Himmel Wolken zusammenballten, wenn die Täler vom Brausen der Stürme widerhallten, bog sich das Tannenbäumchen vor Angst, aber die alte Buche schützte es noch immer vor ihnen.

„Warte, warte!“ sagte die alte Buche.

Im dritten Jahr war das Tannenbäumchen hoch aufgeschossen, aber sein Stamm war dünn und schwach. Es betrachtete sich lächelnd und sprach:

„Wie rank und schlank bin ich doch!“

„Warte ein wenig, warte!“ warnte die alte

Buche es wieder.

Und ihre Befürchtungen bewährheiteten sich.

Eines Tages brannte die Sonne so heiß vom Himmel, daß jedes Lebewesen im Wald sich versteckte. Das Laub welkte und die Gräser neigten sich schlaff in der Hitze. Blutigrot und düster ging die Sonne unter. Als die Dämmerung einbrach, erschütterte ein heftiger Donner den Wald. Die uralten Buchen, schlanken Birken und breitästigen Eichen raunten erschreckt. Blitze zerrissen wie große brennende Peitschen den Himmel. Schwere Wolken zogen sich am Himmel zusammen, große Regentropfen fielen klatschend herab, hohe Staubsäulen erhoben sich auf den Feldern und Straßen. Ein furchtbarer Sturm nahte. Gipfel und Schluchten heulten, der Wald ächzte und stöhnte, die Äste und Zweige der Bäume bogen sich unter dem schrecklichen Druck der Windsbraut. Alles schien in die Tiefe des Tales zu stürzen. Aber es sah nur so aus. Stark waren die Stämme, sie drängten sich dicht zusammen, stützten und halfen einander. Da und dort brach ein Zweiglein, riß ein Blatt ab, aber die Bäume blieben unversehrt, der Wald hielt dem Sturm stand.

Der Wind hatte sich ausgetobt, die furchtbare Nacht ging vorbei. Die Sonne ging auf und begrüßte den reingewaschenen Wald, die Vöglein stimmten ihre süßen Lieder an. Nur das dünne, einsame,

hoffärtige Tannenbäumchen hatte den Sturm nicht überstanden. Aus einer schweren Wunde rannen dicke Harztränen. Seine schlanke Spitze lag auf dem nassen Boden, geknickt und vom Schlamm verschmutzt.

Die drei Dummköpfe

Es waren einmal drei Dummköpfe. Die machten sich auf die Wanderschaft, um Geld zu verdienen. Sie gingen und gingen, drei Tage und drei Nächte. Unterwegs sahen sie einen Kürbis. Sie blieben stehen und gafften und staunten.

„Freunde, was kann das wohl sein?“

„Was zum Essen vielleicht?“

„Nein! Zum Kullern und Spielen wird's sein!“

„Ich weiß, das ist ein Kamelei. Kommt, wir wollen es ausbrüten.“

Und die drei Dummköpfe hockten sich abwechselnd auf das Ei, um es auszubrüten.

Die Stelle aber war abschüssig und der Kürbis kollerte bald dahin, bald dorthin und rollte, plautz, in ein Gebüsch.

Aus dem Gebüsch sprang ein Hase mit zurückgelegten Löffeln und erhobener Blume, und rannte davon.

„Das Kameljunge! Es ist ausgeschlüpft!“ schrien die drei Dummköpfe und liefen dem Hasen nach, um ihn zu fangen.

Es war auf einem Feld – das Feld war zu Ende. Der Hase schlug einen Haken und lief in den Wald, die Dummköpfe hinterdrein.



Der Wald war dicht, und der Hase versteckte sich.

„Was nun? Was sollen wir tun?“ fragte der Klügste.

„Gehen wir nach Hause und holen Äxte, dann wollen wir herkommen, den Wald fällen und das Kameljunge fangen.“

Gesagt, getan.

Die drei Dummköpfe gingen nach Hause, nahmen die Äxte, schärften sie gut und machten sich auf, den Wald zu fällen.

„Ich habe meine Axt so geschliffen, daß ich mit einem Schlag hundert Bäume fällen kann“, prahlte der eine.

„Und ich, ich habe meine Axt so geschärft, daß ich mit einem Schlag den halben Wald fälle!“ sagte der Zweite.

„Haha!“ lachte der Dritte, „wenn ich meine Axt nur hebe, fällt der ganze Wald um!“

So redeten sie hin und her, bis sie sich verzankt hatten.

Da trafen sie einen Popen, der auf einer Stute ritt, ihr Fohlen lief nebenher.

„Warum streitet ihr, Leute?“

Sie erklärten ihm worum es ging, und sagten: „Bitte, Väterchen Pope, entscheide, wessen Axt am schärfsten ist!“

„Gut“, antwortete der Pope, „gebt mir eure

Äxte, ich will sie in meinen Doppelsack stecken und mit meinem Pferd davongaloppieren. Die Axt, die zuerst den Doppelsack durchschneidet, ist die schärfste.“

Die drei Dummköpfe steckten die Äxte in den Doppelsack des Popen, mit der Schneide nach oben, er trieb die Stute an und jagte mit den Äxten davon.

Als die drei Dummköpfe erkannten, was geschehen war, packten sie das Fohlen und sprachen:

„Wir wollen unsere Kleider ausziehen, und das Fohlen so bepacken, daß ihm das Rückgrat bricht.“

Die drei Dummköpfe zogen sich aus, luden ihre Kleider dem Fohlen auf und gaben ihm einen Gertenstreich. Es schlug ein, zweimal aus und lief mit den Kleidern davon.

„Ha, seht ihr, wie es die Hinterbeine gehoben hat, sein Rücken ist gebrochen!“

Die drei Dummköpfe zogen splitterfasernackt weiter. Wohin sollten sie gehen, was tun?

Sie kamen zu einem Berg. Hinter dem Berg ging die Sonne unter und vergoldete mit ihren Strahlen ein Wölkchen über dem Gipfel.

„Seht nur, seht nur! Ein Goldklumpen über dem Berg!“

„Woher er nur gekommen ist?“

„Aus dem Himmel. . . Meine Großmutter hat mir erzählt, daß die Großmutter ihrer Großmutter gesagt hat, daß die Großmutter ihrer Großmutter. . .“

„Was denn?“

„... erzählt hat, daß der Himmel voller Gold ist.“

„Wirklich?“

„Dann wollen wir auf den Berg steigen“, sagte der Klügste, „und ein Loch in den Himmel bohren, um das Gold abzuzapfen.“

Gesagt, getan!

Die drei Dummköpfe kletterten splitterfasernackt auf den Berggipfel.

Aber der Himmel war hoch und unerreichbar.

Die drei Dummköpfe legten sich schlafen, sie zitterten in der Nacht vor Kälte, und als sie am Morgen aufstanden, war der Berg in dichten weißen Nebel gehüllt, man konnte nichts sehen.

„Was ist denn das?“

„Das ist Weißkäse.“

„Das ist nicht Käse, sondern weiße Watte, in der wir uns einkuscheln können.“

„Wir wollen uns darin einkuscheln und uns wärmen!“

„Los!“

Die drei Dummköpfe sprangen in den Nebel und als sie sich aufrappelten, hatten sie überall blaue Flecke.

Die Seifenblasen

Es war einmal ein kleines Mädchen mit einer roten Schleife im Haar.

Eines Tages saß es im Garten vor seinem Haus mit einem Schüsselchen voll Seifenwasser. Von Zeit zu Zeit tauchte es den Strohhalm in das Schüsselchen und blies hinein. Am Ende des Strohhalms kam eine große Seifenblase heraus, die in allen Regenbogenfarben schillerte und wie ein kleiner Zauberballon davonflog.

Viele Seifenblasen kamen aus dem Ballon und jede dünkte sich die Schönste auf der Welt.

„Gut, daß ich mich von diesem gewöhnlichen Strohhalm losgerissen habe“, dachte die Erste vor Freude errötend und schwebte über ein Beet mit Tausendschönchen.

„Ich fliege ins Königsschloß und setze mich auf die Krone des Königs“, sagte die Zweite. „Mir gebührt dieser Ehrenplatz, denn es gibt keinen schöneren Schmuck als mich!“

„O, wie leicht ich bin“, hauchte die Dritte und wurde feuergelb wie eine große Apfelsine. „Ich will mich hoch in den Himmel schwingen und wie die Sonne auf die Welt herabscheinen.“

„Aufgepaßt!“ rief die Vierte, die veilchenblau

schimmerte und auf die alte Linde zuschwebte.
„Ich fliege ins Paradies, um die Engel mit meiner Schönheit zu ärgern!“

„Ich heirate den Königssohn“, flüsterte die Fünfte, die grün wie eine Melone war, „und lade alle Käfer und Ameisen zur Hochzeit ein!“

„Ich fliege zum Meer und werde Königin des Reiches unter dem Wasser“, sprach die Sechste, verwandelte sich in eine blaue Kugel und verschwand hinter den Buchsbäumen.

„Wie häßlich ist die Welt ohne mich!“ sagte die Siebente, die wie Perlmutter glänzte und langsam zum Hühnerstall flog. „Gut, daß ich auf die Welt gekommen bin, um Gott zu beschämen für alles Häßliche, das er geschaffen hat.“

So dachten die Seifenblasen und zerplatzten im Nu, ohne daß ihre Wünsche in Erfüllung gingen und ohne eine Spur in der klaren sonnigen Luft zu hinterlassen.

Aus dem Strohalm kamen immer neue Seifenblasen, ebenso hochnäsiger und vergänglich wie ihre Schwestern, bis der Halm zerbrach. Das kleine Mädchen schüttete das Seifenwasser aus und hüpfte davon.

Ein kluger Kopf

Dummerian ging einmal auf den Markt. Dort sah er viele Dinge. Er sah auch einen Bauern aus seinem Heimatdorf, der hielt einen schönen Hahn feil. Dummerian gefiel das Hähnchen sehr, aber er hatte kein Geld, um es zu kaufen. Als sich der Bauer mit jemandem unterhielt, stahl Dummerian ihm das Hähnchen und versteckte es in seinem breiten Hosengurt.

Als sich der Bauer nach einer Weile umblickte, war das Hähnchen weg. Er jammerte und suchte es überall.

Da regte sich das Hähnchen in Dummerians Gurt und krächte „Kikeriki!“. Die Leute ringsum waren beschäftigt und beachteten es nicht. Dummerian erschrak und fragte die Umstehenden:

„Habt ihr einen Hahn krähen hören?“

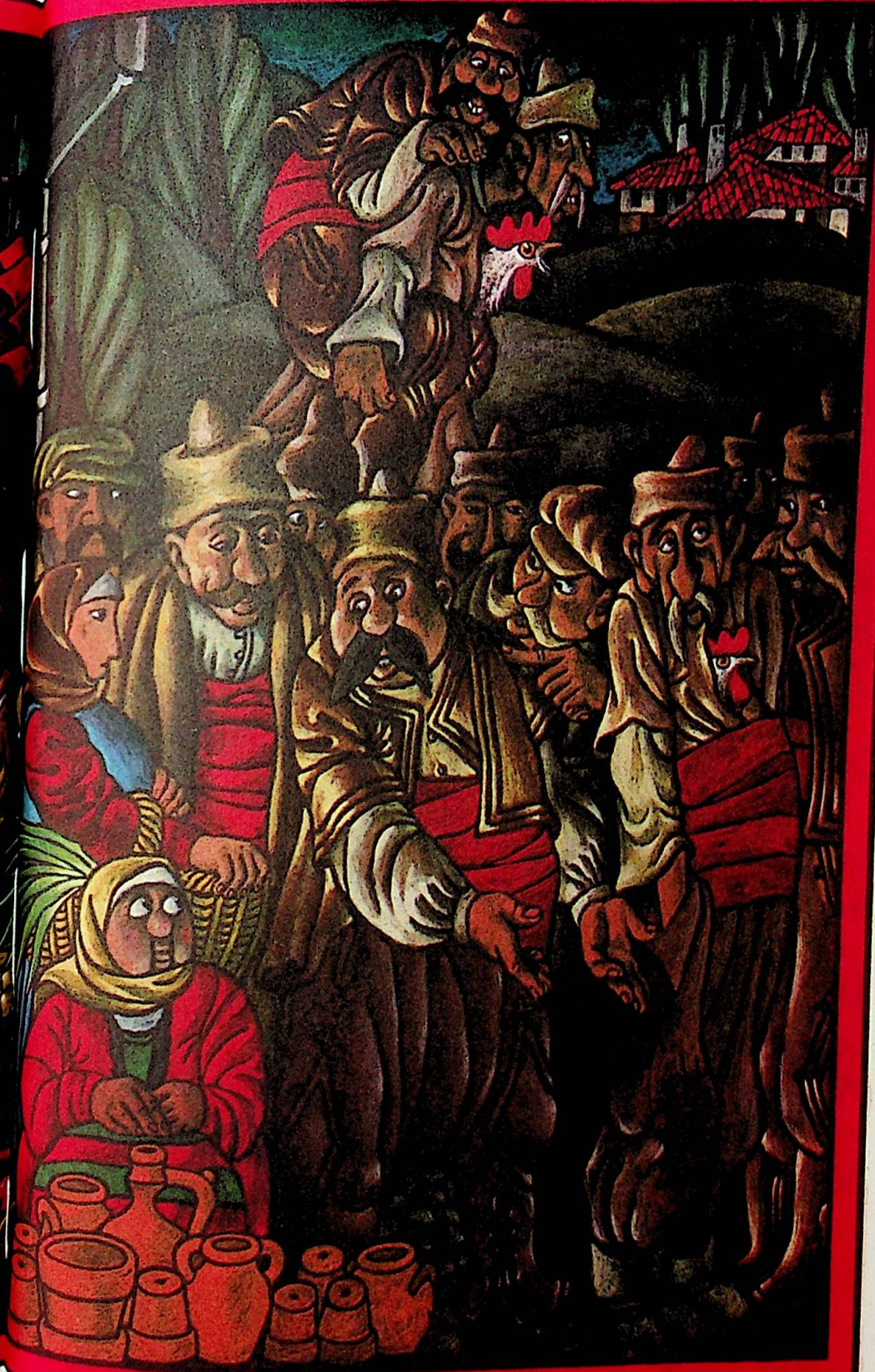
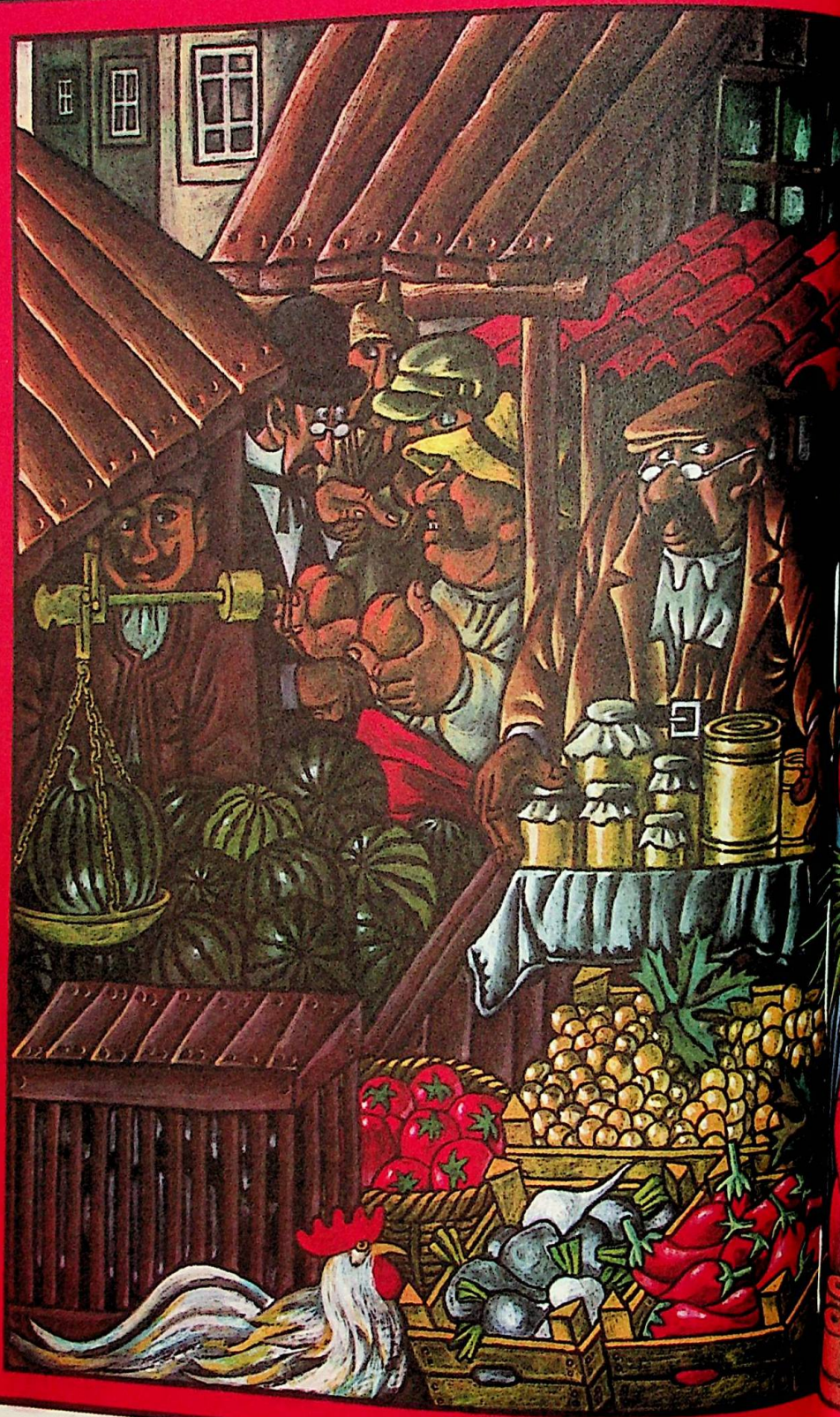
„Nein.“

„Ich auch nicht“, sagte Dummerian.

Aber der Bauer sah den gewölbten Gurt Dummerians und ihm schwante etwas.

„Warte, ich will es dir heute abend heimzahlen!“

Gegen Abend machten sich alle auf den Heimweg. Der Bauer holte Dummerian ein, sie unterhielten sich und freundeten sich miteinander an. Sie



gingen und gingen, bis sie müde wurden. Die Nacht war schon angebrochen.

„Werden wir bis zum Morgengrauen im Dorf einlangen?“ fragte der Bauer.

„Wohl kaum, es ist noch weit.“

„Weißt du was?“ sagte der Bauer. „Wir wollen einander auf den Buckel nehmen. Ich trage dich bis die ersten Hähne krähen und dann trägst du mich. Ist dir's recht?“

„Gut.“

Dummerian hockte sich auf des Bauern Rücken und dachte: 'Bis die Hähne krähen, sind wir längst im Dorf.' Aber sie waren kaum hundert Schritte gegangen, da krähte der Bauer wie ein Hahn „Kikeriki!“

Das in Dummerians Gurt versteckte Hähnchen antwortete „Kikeriki!“

„Steig herunter, die Hähne krähen schon!“

„Was sind das für Hähne hier auf weiter Flur?“ fragte Dummerian bestürzt.

„Das muß mein Hähnchen sein, das heute auf dem Markt verschwunden ist. Ich erkenne es an der Stimme. Sicher sitzt es auf einem Birnbaum am Weg und ruft.“

„Aber nein!“ beharrte Dummerian. „Ich habe nichts gehört. Du bildest dir das ein.“

„Möglich.“

Nach einer Weile krähte der Bauer wieder und

das Hähnchen antwortete ihm.

„Was ist das für ein Hahn, der in deinem Gurt kräht?“

„Welcher Hahn?“ sagte Dummerian zitternd. „Ich habe nichts in meinem Gurt. Aber die Hähne haben scheint's zu krähen begonnen.“

„Wie sollen hier Hähne sein auf der weiten Flur?“ tat der Bauer verwundert.

„Sicher ist es dein Hähnchen, das auf dem Markt verschwunden ist. Es ist auf einen Baum geflogen und kräht.“

„Möglich. Steig von meinem Rücken, jetzt bist du an der Reihe, mich zu tragen.“

Der Bauer setzte sich auf Dummerians Rücken und der ging los. Er schritt immer schneller aus, bis er schließlich rannte.

„Bravo, du läufst ja wie ein Pferd!“

„Ich gehe immer so schnell“, sagte Dummerian und dachte: 'Hoffentlich kommen wir vor dem ersten Hahneneschrei ins Dorf, sonst wird mich das verflixte Hähnchen verraten.'

Er lief und lief, und schließlich waren sie im Dorf angelangt. Es war noch dunkel. Die ersten Hähne waren noch nicht erwacht. Der Bauer stieg von Dummerians Rücken, bückte sich, machte sich an seinem Bundschuh zu schaffen und krähte. Da huben alle Hähne zu krähen an, daß es im ganzen Dorf widerhallte.

„Kikeriki! Ich bin dir wieder zuvorgekommen, Roter!“

„Kikeriki! Ich bin schon längst wach, hatte aber keine Lust aufzustehen. Wie hast du geschlafen, Buntschwanz? Gibt es viele Flöhe in eurem Stall?“

„Kikeriki! Schrecklich, sie haben mich die ganze Nacht geplagt. Ich will meinen Hennen sagen, sie sollen alles durchstöbern und saubermachen.“

„Kikeriki! Kikeriki!“ schrien die Hähne, und das Hähnchen in Dummerians Gurt antwortete eifrig.

Dummerian war ganz bestürzt.

„Mein Hähnchen meldet sich tatsächlich aus deinem Gurt“, sagte der Bauer. „Wickle ihn auf und laß mal sehen!“

Er griff in Dummerians Gurt und zog das Hähnchen heraus.

„Wirklich, das ist mein Hähnchen. Wie ist es nur in deinen Gurt gekommen?“

„Wie soll ich das wissen? Vielleicht hat es uns vom Birnbaum aus gesehen und ist uns nachgeflogen. Wie ich gelaufen bin, hat sich sicher mein Gurt gelöst und es ist hineingekrochen.“

„Schau mal, so wird es wohl gewesen sein“, sagte der Bauer und tat, als glaubte er Dummerians Worten, nahm das Hähnchen und ging seines Weges.

Dummerian blieb allein. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er hätte fast geweint vor Müdig-

keit und Zorn. Doch tröstete er sich nach einigem Nachsinnen und dachte:

‘Ich habe ihn und das Hähnchen zwar bis ins Dorf getragen, ihm aber eine solche Lüge aufgetischt, daß ihn schwindelte. Der Ärmste hat geglaubt, daß das Hähnchen von selber in meinen Gurt gekommen ist. Ich bin wirklich ein kluger Kopf.’

Der warme Fäustling

Zu Neujahr bekam Toschko von Mama ein paar gelbe Fäustlinge geschenkt. Sie waren weich und warm. Für diese Handschuhe hatte Mama den Pullover der großen Schwester aufgeräufelt, denn solche schöne Wolle gab es nirgends zu kaufen.

Und was Mama alles konnte! Auf die Handschuhe hatte sie mit roter Wolle zwei Hündchen gestickt, die sahen genau aus wie Strachiltscho. Ihr werdet fragen, wer Strachiltscho ist. Ein lebendiger Hund. Er wohnt in der Hütte unterm Apfelbaum und bewacht das Haus. Er fürchtet sich vor gar nichts. Nur nachts hat er Angst vor der Finsternis und bellt, auch wenn sich nichts regt. Und schrecklich klug ist er. Wirfst du deine Mütze auf die Straße, so läuft er hin, nimmt sie ins Maul und bringt sie dir zurück. Dann stellt er sich auf die Hinterpfoten und gibt sie dir.

„Da, mein Junge“, sagte Mama und gab Toschko die Fäustlinge. „Damit deine Hände schön warm bleiben, wenn du auf die Rodelbahn gehst. Aber paß auf, daß du sie nicht verlierst. Ich habe sie für dich gestrickt, weil ich dich lieb habe.“

Doch was geschah? Es war, als hätte Mama gesagt: „Toschko, geh rodeln und verliere deine Fäustlinge!“

Toschko zog den Schlitten den Hasenhügel hinauf, wo die Rodelbahn ist, sauste dreimal wie der Wind hinunter, aber beim vierten Mal kippte der Schlitten um, und Toschko purzelte in den Schnee. Er klopfte den Schnee ab, und weil ihm kalt geworden war, wollte er wieder seine Fäustlinge anziehen. Er fand den einen in der Tasche, doch der andere war fort. Er suchte ihn überall auf der Rodelbahn, konnte ihn aber nicht finden. Es war, als hätte ihn die Erde verschluckt. Traurig zog er seinen Schlitten nach Hause. Den ganzen Abend war er sehr still. Auch der Neujahrskuchen schmeckte ihm nicht. Lange warf er sich schlaflos hin und her. Mama hatte bis spät in die Nacht an den schönen Fäustlingen für ihn gestrickt, und jetzt hatte er schon am ersten Tag einen verloren.

Nun wollen wir sehen, was mit dem Fäustling geschehen war.

Als Toschko in den Schnee plumpste, war er ihm aus der Tasche gefallen. Wie ein Vögelchen war er davongeflattert und unter einen Strauch gefallen, wo Toschko ihn nicht sehen konnte. Als die Kinder nach Hause gegangen waren, kam das Häschen Langohr aus dem nahen Wäldchen. Mit ein paar Hopsern war es oben auf dem Hügel, sah hinunter ins Dorf, wo viele Lichter wie vom Himmel gefallene Sternlein funkelten, und sagte seufzend:

„Heute bekommen alle braven Kinder Geschenke, nur ich werde nichts bekommen!“ Und Häschen Langohr wischte sich mit dem Pfötchen verstohlen eine Träne aus den Augen. Da sah es plötzlich unter einem Strauch etwas Gelbes. Sein Herz klopfte froh. War es vielleicht eine Birne? Es lief rasch hin und stupste den Fäustling furchtsam mit der Pfote. Als es das Hündchen sah, machte es erschrocken drei Sprünge zurück. Es hatte Angst vor dem Hündchen, das Ärmste, doch das Hündchen blieb ganz friedlich auf dem Fäustling.

„Das ist ein gutes Hündchen!“ sagte Häschen Langohr leise. „Ich werde es mitnehmen, damit es mir mein Häuschen hütet.“

Und Langohr näherte sich wieder dem Fäustling. Doch als es den Fäustling packen wollte, da kam, wer weiß woher, plötzlich die Füchsin Hühnerschreck herbei.

„Rühr ihn nicht an!“ rief sie.

„Warum?“ fragte das Häschen erstaunt.

„Weil nur ich einen Fäustling tragen darf.

Erst wird er mir die eine Pfote wärmen, dann die andere, dann die dritte... Ein prächtiger Fäustling!“

„Das wollen wir doch mal sehen!“ Häschen Langohr sah sie zornig an. „Mach, daß du fortkommst, oder ich werde den Hund auf dich hetzen und er wird dir ein Loch in den Pelz beißen!“ Füchsin Hühnerschreck fletschte böse die Zähne, aber



Häschen Langohr fürchtete sich nicht.

„Kra, kra, Diebsgesindel, Diebe!“ krächzte vom Strauch ein Rabe. „Dieser Fäustling gehört Toschko! Ihr habt ihn gestohlen! Ich werde sofort den Strachiltscho holen!“

Und der Rabe flog zum Dorf.

Da kam aus dem Wald der dumme Isegrim, der Wolf, und knurrte:

„Was macht ihr da? Aha, einen Fäustling habt ihr gefunden! Er gehört mir. Denn ich bin das stärkste Tier des Waldes, wagt nicht, ihn anzu-rühren, sonst fresse ich euch!“

Und Isegrim, der Wolf, knirschte mit den Zähnen, denn er konnte nichts anderes mehr, als die Leute schrecken.

„Ich bitte euch“, sagte Eichhörnchen Buschig-schwanz, „verkauft mir den Fäustling für zwei Eicheln!“

„Scher dich fort, wenn ich nur einmal zuschnap-pe, bleibt nichts mehr von dir übrig!“ knurrte der Wolf und riß den Rachen auf.

Da lief das Eichhörnchen fort, Füchsin Hühner-schreck versteckte sich und Häschen Langohr machte einen großen Hopser über den ganzen Hügel. Bald hoppelte es aber wieder zurück.

Aus der Tiefe des Waldes kam Petz Honigschleck angetrottet.

„Was ist das für ein Lärm?“ brummte er.
„Weshalb weckt ihr mich aus meinem Winterschlaf?“

Wer von euch hat den Streit angefangen?“

Die Tiere senkten die Köpfe und schwiegen.

In diesem Augenblick kam aus dem Dorf Strachiltscho herbeigelaufen. Er hatte die Tiere des Waldes noch nie gesehen, deshalb kam er ohne Furcht heran.

„Worum zankt ihr hier?“ kläffte er.

„Wir streiten uns um den Fäustling!“ antwortete Füchsin Hühnerschreck. „Wir haben einen Fäustling gefunden, und nun will ihn jeder für sich haben.“

Der kluge Strachiltscho warf einen Blick auf Toschkos Fäustling, erkannte ihn gleich und sagte:

„Das werden wir gleich haben! Stellt euch alle nebeneinander auf, mit dem Gesicht zum Hügel! Wenn ich 'Wau!' sage, dann lauft ihr los. Wer zuerst oben auf dem Hügel ist, der soll den Fäustling haben!“

Die Tiere stellten sich auf: ganz rechts Petz Honigschleck, daneben Isegrim, der Wolf, dann Füchsin Hühnerschreck und zum Schluß das Eichhörnchen und Häschen Langohr.

„Wau!“ bellte Strachiltscho, und die Tiere liefen los. Aber Strachiltscho packte den Fäustling und rannte was er konnte zum Dorf.

Als Toschko am nächsten Morgen aus der Tür trat, sprang Strachiltscho aus seiner Hütte, den Fäustling im Maul.

„Wo hast du ihn nur gefunden?“ rief Toschko froh und gab Strachiltscho zum Lohn ein Stück von seinem Neujahrskuchen.

Die alte Mühle

Die in einem Waldtal oberhalb des Dorfes stehende Mühle, die durch das vom Fluß abgeleitete Wasser betrieben wurde, hatte hundertfünfzig Jahre unermüdlich gearbeitet und war sehr, sehr alt geworden.

„Ich will noch ein wenig arbeiten“, sagte sie zum Wasser, das sie antrieb. „Ich habe noch Kräfte.“

Aber der letzte Müller starb und hatte keinen Nachfolger. Die kleine Mühle verstummte und verödete.

Als der alte Müller noch lebte, hatte er seinen Enkel Ivantscho oft mitgebracht, und die Mühle hatte ihn vielmals sagen hören:

„Ivantscho, diese Mühle wird einmal dir gehören. Pflege sie gut und sie wird dich ernähren.“

Aber Ivantscho kam nicht nach dem Tod des alten Müllers. Die kleine Mühle wartete und wartete, doch er kam nicht. Sie verlor allmählich jede Hoffnung. Unkraut umwucherte sie, ihr Dach bröckelte ab, sie verfiel völlig. Gestrüpp und Gesträuch wuchs auf dem zu ihr führenden Pfad und kein Mensch zeigte sich mehr. Käuzchen hausten in den Ruinen und eine große Natter siedelte sich unter ihrer Schwelle an.

„Wo ist Ivantscho“? fragte der Mühlbach. „Du bist zu nichts mehr nutz, ich möchte aber arbeiten, ich habe viele Kräfte, die ungenutzt bleiben.“

Die kleine Mühle verging vor Kummer.

Wenn Regen fiel und sie sehr traurig war, weinte sie und vergoß große Tränen.

Eines schönen Frühlingstages hörte sie Menschen-schritte und Menschenworte.

„Sicher kommt Ivantscho“, dachte sie erfreut. Über den mit Unkraut bewachsenen Pfad kamen drei Männer. Ein junger Bursche ging voran.

„Er sieht aus wie Ivantscho“, dachte die Mühle. „Wie groß er geworden ist, und ich habe geglaubt, daß er noch ein kleiner Junge ist. Hoffentlich setzt er mich wieder instand, damit ich von neuem arbeiten kann.“

Die Mühle hatte sich nicht geirrt. Der junge Mann war Ivantscho. Er blieb mit den drei älteren Männern vor der Mühle stehen und sagte:

„Hier ist es. Die kleine Mühle gehört jetzt schon zum alten Eisen, aber an ihrer Stelle können wir ein wunderbares Kraftwerk bauen.“

Als das Wasser die Worte hörte, begann es heftig zu rauschen und sprach: „Ich werde ein Kraftwerk betreiben, ein elektrisches Kraftwerk, verstehst du? Dieser Ort wird von elektrischen Sonnen erleuchtet werden und das Licht, das ich erzeugen werde, wird alle Städte und Dörfer, die

wir von hier aus in der Ebene sehen, erhellen.
Ivantscho ist nicht wie sein Großvater, der sich
nur mit dir beschäftigt hat. Er denkt anders.“

„Andere Zeiten sind gekommen“, seufzte die
kleine Mühle. „Meine Zeit ist vorüber. Ich habe
meine Pflicht getan, und es tut mir nicht leid,
daß ich verschwinde, wenn an meiner Stelle neue
Sonnen leuchten werden.“

Die Flügel des Menschen

Eines Tages schwang sich ein Adler von einem unwegsamen Felsen in den Bergen hoch in die Luft.

Tief unten aus dem Tal kam ein ungewöhnlicher Lärm. Man hörte Schläge, Donnern und Stimmen-gewirr.

„Was geht hier vor?“ fragte er.

„Wir bauen eine Straße“, antworteten die Menschen. „Durch dein ödes Felsenreich, das keines Menschen Fuß zuvor betreten hat, wollen wir eine Straße bauen, durch die unzugänglichen Gipfel werden bald Züge und Autos fahren wie über die weiten Ebenen.“

„Klägliche Geschöpfe!“ sagte der Adler verächtlich. „Zu den Gipfeln, auf denen ich mich zur Rast niederlasse, könnt ihr gelangen, aber in den Höhen, in die ich mich aufschwinde, werden wir einander nie begegnen!“ Und er flog davon.

Die Menschen sahen ihm nach, packten entschlossenen Hacken und Schaufeln und sagten:

„Warte ab!“

Tage und Jahre vergingen. Die Menschen eroberten die Berge, Meere und Ozeane. Eiserne Ungeheuer brausten durchs Land und führten sie durch Dörfer und Städte. Aber die Menschen



waren unzufrieden. Sie richteten ihre Blicke hoch hinauf zum Himmel, wo der Adler stolz und unerreichbar kreiste.

„O, wir werden auch dorthin kommen!“ drohten die Menschen und machten sich an die Arbeit. Sie gossen in glühenden Öfen eiserne Teile, siebten durch feinste Siebe Benzin und Öl, bauten Motoren und erprobten sie.

Eines Tages, als die Sonne die ferne Ebene beschien, sah der Adler, wie die Menschen einen großen metallenen Vogel vor sich her schoben.

„Jetzt wirst du es sehen!“ drohten sie wieder und ihre Augen schweiften über den weiten Himmel.

„Euer seelenloser Vogel wird wie eine Wachtel hüpfen, zu Boden stürzen und wie ihr kriechen!“ lächelte der Adler geringschätzig und zog einen weiten Kreis über die Wiese.

Die Menschen umringten den Metallvogel, prüften selbstbewußt Schrauben, Rohre, Pedale und Räder. Schließlich zog einer eine Lederjacke an, setzte eine große dunkle Brille auf und stieg in das eiserne Innere des Vogels, der mit ausgebreiteten Schwingen ruhig wartete.

„Wo hat man je gesehen und gehört, daß ein Vogel mit eisernen Flügeln fliegen kann!“ sagte der Adler wieder verächtlich lächelnd.

Und fuhr erschrocken zusammen.

Der Vogel brummte wie ein riesiger Käfer,

bewegte sich stürmisch vorwärts und löste sich leicht und unmerklich vom Boden.

„Er wird gleich an den Bäumen dort drüben zerschellen“, dachte der Adler schadenfroh.

Aber der Metallvogel stieg brummend immer höher. Sein Leib funkelte im hellen Sonnenlicht, er zog ruhig und sicher seine Kreise. Er erreichte die Höhen des Adlers, der sah, wie groß und stark er war.

Der kleine ungeschickte und schwere Mensch flog auf seinen Flügeln und lenkte ihn nach seinem Willen. Aber er machte nicht beim Adler halt, er flog immer höher und bis er einem kleinen glänzenden Punkt glich.

„Ich bin nicht mehr der Herr der Lüfte“, klagte der Adler. „Nicht mehr der kühnste und geschickteste Flieger. . .“

Der Metallvogel zog einen großen Kreis und landete mit ohrenbetäubendem Dröhnen sicher an derselben Stelle, von der er abgeflogen war.

„Euer Verstand hat keine Grenzen, o stolze, freie und freiheitsliebende Menschen, eurem Streben sind keine Schranken gesetzt!“ rief der Adler bekümmert und flog zu den felsigen Gipfeln der fernen Berge.

Inhalt

Vorwort	5
Elin Pelin	
WISSEN UND KÖNNEN	9
Angel Karalijshev	
DAS WEIZENBRÖTCHEN	14
Assen Raszvetnikov	
EINTRACHT	20
Ran Bossilek	
GROSSVATER UND DER RETTICH .	23
Stojan Drinov	
MUTTER	26
Svetoslav Minkov	
DAS ZUCKERMÄDCHEN	29
Konstantin Konstantinov	
DAS HONIGBROT	37
Angel Karalijshev	
DIE KLEINE SCHWALBE	46
Ran Bossilek	
AMSEL-AMSELCHEN	50

Assen Raszvetnikov	
DIE GUTEN WIRTE	.54
Georgi Raitschev	
DAS SCHÖNSTE VÖGLEIN	.60
Svetoslav Minkov	
WIE DER KRÄHENJUNGE	
SÄNGER WURDE	.62
Nikolai Rainov	
DER MENSCH	
UND DIE SCHLANGE	.70
Georgi Raitschev	
ES WAR EINMAL EIN BÄR	.75
Georgi Raitschev	
DER LEBENDE STRUNK	.81
Ran Bossilek	
DER JUNGE UND DER WIND	.85
Orlin Vassilev	
DAS GREULICHE UNGEHEUER	.95
Kalina Malina	
DAS LEUCHTENDE HEMD	103
Ran Bossilek	
DER KNOCHEN IM HALS	112

Georgi Karaslavov	
HONIGIMME	117
Assen Raszvetnikov	
DER SCHLAUE FUCHS	123
Elin Pelin	
DER DUMME WOLF	126
Angel Karalijshev	
DIE GESCHICHTE EINES APFELS .	132
Vessa Paspaleeva	
DAS MÄRCHEN	
VOM GLÜHWÜRMCHEN	140
Konstantin Konstantinov	
DER ALTE STORCH	144
Zanko Zerkovski	
DIE RATSCHLÄGE DES VÖGLEINS .	147
Nikolai Rainov	
DIE NACHTIGALL	149
Assen Raszvetnikov	
DIE FLINKEN MÜCKEN	151
Georgi Karaslavov	
DAS HOFFÄRTIGE	
TANNENBÄUMCHEN	155

Elin Pelin	
DIE DREI DUMMKÖPFE	160
Svetoslav Minkov	
DIE SEIFENBLASEN	165
Assen Raszvetnikov	
EIN KLUGER KOPF	167
Angel Karalijshev	
DER WARME FÄUSTLING	174
Elin Pelin	
DIE ALTE MÜHLE	180
Georgi Karaslavov	
DIE FLÜGEL DES MENSCHEN . . .	183

KOSTBARE STEINCHEN

Gesammelt und herausgegeben von **NIKOLAI JANKOV**

Illustrationen und graphische Gestaltung von **IVAN KJOSSEV**

Bulgarischer Originaltitel: **БЕЗЦЕННИ КАМЪЧЕТА**

Deutsch von **LOTTE MARKOVA**

Redakteur: **NIKOLA GEORGIEV**

Künstlerischer Redakteur: **KIRIL GÜLEMETOV**

Herstellung: **MILKA JONEVA**

Korrektur: **RENI KARASTOJANOVA**

Verlag **BULGARSKI HUDOSHNIK**, Sofia, 1978

Staatsdruckerei **Dimiter Blagoev**, Sofia

Best.-Nr. 313 121 1



BULGARSKI HUDOSHNIK



